Essays

von

Henry Thomas Buckle,

Verfasser der „Geschichte der Civilisation in England“,

nebst einer

kurzen Lebensbeschreibung des Verfassers.

Aus dem Englischen übersetzt

von

Dr. David Asher,

corresp. Mitglied der Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen.

Leipzig und Heidelberg.

C. F. Winter'sche Verlagshandlung.

1867.

Essays

von

Henry Thomas Buckle,

Verfasser der „Geschichte der Civilisation in England",

nebst einer

kurzen Lebensbeschreibung des Verfassers.

Aus dem Englischen übersetzt

von

Dr. David Asher,

corresp. Mitglied der Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen.

Leipzig und Heidelberg.

C. F. Winter'sche Verlagshandlung.

1867.

Vorwort des Uebersetzers.

Wie es mir zur Freude gereichte, mich wieder einmal mit dem leider zu früh verstorbenen Verfasser der freilich nicht über die Einleitung hinausgekommenen, dennoch aber den größten Werken aller Zeiten sich anreihenden Geschichte der Civilisation in England zu beschäftigen, so werden hoffentlich auch Alle, die sein großes Werk kennen, dieses Schriftchen mit Freuden begrüßen. Die aber, welche jenes nicht gelesen haben, werden durch dieses, ich zweifle keinen Augenblick daran, sich sofort veranlaßt fühlen, das Versäumte nachzuholen, um die nähere Bekanntschaft eines so eminenten Denkers zu machen. Das hier Vorliegende fand ich in einem in Amerika erschienenen Bändchen *) zusammengestellt. Die vorangehende biographische Skizze ist aus mir unbekannter Feder geflossen. Die Besprechung des Mill'schen Werkchens über die Freiheit ist ursprünglich in einer englischen Monatsschrift (Fraser's Magazine) er-

*) Essays by Henry Thomas Buckle, Author of „History of Civilization in England". With a Biographical Sketch of the Author. New-York, D. Appleton and Company 1866.

schienen. Sie ist von großem objectiven Werth, insofern sie uns den hervorragendsten lebenden englischen Denker, der seit Kurzem auch die parlamentarische Bühne mit Erfolg betreten hat, schildert und seine Leistungen liebevoll eingehend, doch unparteiisch würdigt. Der in London gehaltene Vortrag über den Einfluß der Frauen auf die Fortschritte der Wissenschaft hingegen hat mehr ein subjectives Interesse. Dem einsichtigen Leser wird es nämlich nicht entgehen, daß die eigentliche Frage, um die es sich hier handelt, eine nichts weniger als befriedigende Lösung gefunden hat: es wird kaum der Schatten eines Beweises, geschweige denn ein wirklich überzeugender Beweis beigebracht, und wer etwa glauben sollte, hier eine Stütze für die in neuerer Zeit Mode gewordenen Mädchenhandelsschulen zu finden, der würde sich gewaltig getäuscht sehen. Allerdings befürwortet Buckle, was kein Verständiger je bestritten hat, eine vernünftigere Erziehung der Frauen, als dieselben bisher in den meisten Fällen wenigstens genossen haben; dabei meint er aber nicht, daß man sie in Fächern unterrichte, die ihren Fähigkeiten und ihren ganzen geistigen Anlagen unangemessen sind. Im Gegentheil; denn durch ein so verkehrtes und naturwidriges System, wie es die jetzigen Reformbestrebungen und die, welche dieselben zu ihrem Vortheil ausbeuten, einzuführen drohen, würde gerade jene eigenthümliche Richtung des weiblichen Geistes, die

ihm nach Buckle's Ansicht den Einfluß auf den männlichen und somit auf die Fortschritte der Wissenschaft sichert, verschoben werden oder gänzlich verloren gehen. Hat aber der Vortrag seinen eigentlichen Zweck verfehlt, so gewährt er uns dafür einen desto besseren Einblick in den geistigen Entwickelungsgang des Verfassers selbst, und das meine ich, wenn ich dem Vortrage ein subjectives Interesse beilege. Buckle läßt uns hier gleichsam hinter die Coulissen blicken, und wer nur halbwegs zwischen den Zeilen zu lesen versteht, der wird, auch ohne die vorangehende biographische Skizze gelesen zu haben, herausfühlen, daß die Ansicht, die sich Buckle von den Frauen und ihrem Einfluß auf den männlichen Geist gebildet hatte, eine rein subjective war und auf seiner individuellen Erfahrung beruhte. Seiner Mutter, der er ja auch den ersten Band seines ersten Werkes gewidmet hat, verdankte er augenscheinlich seine geistige Entwickelung oder doch die specielle Richtung seines Geistes, und der Vortrag legt ein untrügliches Zeugniß davon ab, daß er selbst nach Frauenart bei der Untersuchung eines Gegenstandes deductiv verfuhr. Seine ganze abgeschlossene Lebensweise war ja am wenigsten dazu angethan, ihn in den Stand zu setzen, gerade in Bezug auf die in dem Vortrag beregte Frage Erfahrungen zu sammeln; seine eigene persönliche aber wollte er wahrscheinlich nicht zur Schau stellen, und so erklärt es sich, warum er nicht einen

einzigen thatsächlichen Beweis beibringt, sondern sich lediglich mit Behauptungen begnügt, oder da, wo er diese zu beweisen sucht, von Männern, anstatt von Frauen spricht. Von dem hier angedeuteten Gesichtspunkte aus wird dieser Vortrag gewiß Allen willkommen sein, die es lieben, in die geistige Werkstätte eines großen Denkers einen Einblick zu thun und die Genesis seiner Werke zu verfolgen. Wenn ich aber oben von einer näheren Bekanntschaft redete, welche die Leser dieses Schriftchens mit dem Verfasser zu machen wünschen werden, so glaube ich nun behaupten zu dürfen, daß eine solche durch das hier Gebotene in gewisser Beziehung noch besser vermittelt werde, als durch sein großes Werk, welches sich übrigens von selbst Allen empfiehlt, die für die Epoche machenden Leistungen des menschlichen Geistes Sinn und Verständniß haben.

Leipzig, im Juni 1867.

Der Uebersetzer.

Inhaltsverzeichniß.

	Seite
Henry Thomas Buckle. Eine biographische Skizze.	1
Mill über die Freiheit.	24
Der Einfluß der Frauen auf die Fortschritte der Wissenschaft.	118

Berichtigungen.

Seite 17 Z. 14 von oben statt einzige lies einzelne.
„ 36 „ 11 „ „ „ stellte „ setzte.
„ 36 „ 9 „ unten „ Wissenschaften lies Wissenschaft.
„ 75 „ 14 „ „ „ Tyranne lies Tyrannei.
„ 75 „ 7 „ „ „ Unheil lies Uebel.
„ 84 „ 5 „ oben nach „und" setze „die".
„ 86 „ 5 „ „ streiche „würde".
„ 91 „ 13 „ „ statt Der lies Den.
„ 104 „ 8 „ „ „ auszudrücken lies auszusprechen.
„ 106 „ 15 „ „ „ immer ein lies ein immer.
„ 132 „ 8 „ „ „ davon lies dafür.
„ 139 „ 2 „ „ „ werden lies würden.
„ 141 „ 13 „ unten „ angehalten lies unterbrochen.
„ 142 „ 15 „ oben „ ihre lies Ihre u. statt sie l. Sie.
„ 143 „ 8 „ „ „ mit einem offenen 2c. l. mit offenem und freigebigem.
„ 144 „ 15 „ unten „ stellt aber 2c. bis „auf" lies „wenn aber ein Mann wie Goethe eine große und folgenreiche Idee aufstellt".

Henry Thomas Buckle.

Eine biographische Skizze.

Im Jahre 1485 trat ein junger Mann in Florenz auf, welcher seiner hohen Geburt und natürlichen Begabungen wegen in jeder Stadt die Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben würde; den aber jene Stadt von Akademien, jene Heimath der Gelehrten sofort mit Beifall und Bewunderung begrüßte. Er war der vielseitigste, wo nicht der gründlichste Gelehrte seiner Zeit. In einem Alter von nur sechzehn Jahren zählte er zu den ersten Kennern des kanonischen Rechts in Bologna. In den nächsten sechs Jahren hatte er den ganzen Kreis der alten und scholastischen Philosophie durchstreift und die verborgenen Tiefen der jüdischen Kabbala durchforscht. In seinen lateinischen Schriften spiegelte sich das Augusteische Zeitalter ab; an seinen italienischen Versen ergötzte sich der Hof der Medici ebenso, wie das Volk auf der Straße. In seinem dreiundzwanzigsten Jahre stellte er in Rom neunhundert Thesen oder Fragen auf und erbot sich, über jede einzelne derselben mit jedwedem Gegner zu streiten. Diese Fragen umfaßten jeden Wissenszweig nach dem damaligen Standpunkte der Wissenschaft; als da war: die Metaphysik und Ethik, die Theologie und Rechtslehre, die Magie und Mathematik. Ueber den Ausgang dieses Wettstreites haben wir nur unvollkommene

2

Nachrichten; wenigstens aber beunruhigte er die Kirche, da zwei Päpste den Herausforderer mit ihrem priesterlichen Purpur beschützen mußten. Seine Entwürfe waren sogar noch größer, als seine Leistungen. Er strebte danach, alle philosophischen Systeme, von den Tagen der Sophisten Athens bis zu denen der mittelalterlichen Doctoren, in Einklang mit einander zu versetzen und das Christenthum gegen jede Klasse von Ketzern und Ungläubigen, gegen die griechische Kirche einerseits und die Collegien zu Cordova und Bagdad anderseits, zu vertheidigen. Er sann auf eine allegorische Erklärung der heiligen Schrift und hatte die Kühnheit, einen Plan zu entwerfen, nach welchem alle Menschen durch die Kraft bloßer Schlüsse zur Uebereinstimmung in der Religion gebracht werden sollten. Solche unausgesetzte Arbeit mußte fast unvermeidlich einen frühen Tod herbeiführen, und Giovanni Pico di Mirandola, „der Phönix seines Zeitalters", wie er von seinen Zeitgenossen genannt wurde, wurde auch wirklich in seinem einunddreißigsten Jahre von einem Fieber hingerafft.

Diesem universellen Gelehrten wollen wir jetzt einen neueren Geschichtsschreiber gegenüberstellen, welcher in den letzteren Jahren einen ebenso plötzlichen und fast ebenso ungewöhnlichen Ruf erlangt hat. Der Abstand der Zeit, in der sie schrieben, ist in dem verschiedenen Gepräge ihrer Werke abgespiegelt. Die Gegenstände, denen der Italiener sich widmete, umfaßten die Gelehrsamkeit und Wissenschaft seiner Zeit, und mit dieser Zeit sind auch sie zum größten Theile dahin gegangen. Die Forschungen des Engländers, die sich auf einen ebenso weiten Kreis erstrecken, tragen den Keim längerer Dauer in sich, insofern sie es mit den bleibenden Interessen und nicht mit den vorübergehenden

Lehren und Meinungen der Menschen zu thun haben. Nur in den folgenden Punkten waren diese talentvollen Männer sich ähnlich. Beide hatten ein großartiges, vielleicht unausführbares Werk angelegt, und beide hatten kaum den Eingang betreten, als sie von ihrer Arbeit hinweg zur Ruhe berufen wurden.

Henry Thomas Buckle verschied in Damascus am 29. Mai 1862. Daß sie geboren worden und gestorben sind, genügt als Grabesinschrift für den größeren Theil der Menscheit; und es ist gut, wenn die Zeit zwischen der Geburt und dem Tode keinen Stoff zum Tadel oder Mitleid bietet. Im vorliegenden Falle indessen begründen ein arbeitsames Leben und hochgesteckte Ziele einen Anspruch auf größere Berücksichtigung. Mit Buckle ist einer der Helden, wo nicht der Märtyrer der Wissenschaft, aus der Welt geschieden. Jener Anspruch ist um so bemerkenswerther, als er auf keinem öffentlichen Dienste, es sei denn freilich, daß wir die Entwerfung und theilweise Ausführung eines schwierigen und originellen Werkes als solchen rechnen, auf keinen amtlichen Auszeichnungen beruht. Buckle war ein Mann, der keinen der Pfade betrat, die frühe Ehren verleihen und den Beifall der Welt erhalten. Er war nicht, gleich Tweddell oder Kirke White, „der junge Lycidas" einer Universität, auf dessen Bahre Studenten griechische und lateinische Klagelieder streuten, noch gleich Shelley ein glänzendes Meteor am poetischen Firmament, noch war er, gleich Henry Martyn, der Pionier einer Kirche, der in gefährlichen Ländern umgekommen; noch, gleich Francis Horner, ein Staatsmann, der am Anfang einer politischen Laufbahn fiel. Buckle war nichts von alle dem; und doch warf die Nachricht von seinem Hinscheiden einen Schatten auf viele,

die ihn nur als einen, der sich unermüdlich um die Erkenntniß bewarb, als einen kühnen Forscher auf den Gebieten der Geschichts- und Gesellschaftswissenschaft kannten.

Sein Leben war äußerlich ereignißlos. Er war der Sohn eines Londoner Kaufmannes und wurde zu Lee in Kent am 24. November 1822 geboren. Seinen ersten Unterricht erhielt er unter der Leitung des Dr. J. T. Holloway, der eine Erziehungsanstalt in Gordon House, Kentish Town, hatte, und er erwarb sich rasch Auszeichnung. Der Trieb zur Selbstbelehrung war indessen mächtig und unwiderstehlich in ihm. Nachdem er daher einen Preis für die Mathematik erlangt hatte und von seinen Eltern befragt wurde, welche weitere Belohnung er wünsche, erbat er sich die Erlaubniß, die Schule verlassen und fortan seinen Unterricht im Hause genießen zu dürfen. Als er diese ungewöhnliche Bitte stellte, war er in seinem vierzehnten Jahre. Wir sind nicht in der Lage, zu entscheiden, ob seine Eltern unbesonnen waren oder ob sie klug handelten, als sie sein Gesuch gewährten. Buckle indessen war entweder mit seinen Lehrern unzufrieden oder entschloß sich seinen Geist selbst auszubilden. Seine Hauslehrer wurden entlassen, und der vierzehnjährige Knabe begab sich ohne Lootsen auf das Meer der Wissenschaft. In ungefähr vier Jahren fingen seine vielfachen Studien an auf einen Mittelpunkt hinzudrängen: — den geistigen Fortschritt und die Civilisation der Menschheit. Sobald die Idee eines solchen Werkes deutlich in ihm aufgegangen war, wurde ihre Ausführung sein Lebenszweck. Ihr widmete er eine zwanzigjährige, kaum von einem Zwischenraum der Ruhe unterbrochene Arbeit. Ueber seine Methode zu studiren sowie über das Verdienst seines Buches werden wir später unsere Ansicht aussprechen:

das Buch selbst muß man stets als einen außerordentlichen Beweis von einem ebenso hoffnungsvollen wie ausdauernden Geiste ansehen. Wie er die Hülfe der Lehrer in Sprachen und Wissenschaften zurückwies, so lehnte er es auch ab, dem kaufmännischen Geschäfte, das er von seinem Vater hätte ererben können, zu folgen. Der gute Londoner Kaufmann, der wohl seines Sohnes unabhängiges Verfahren mit Besorgniß beobachtet haben mochte, erinnert uns an John Milton's nachsichtigen und vertrauensvollen Vater. Auch dieser gestattete seinem wissensdurstigen Sohne, nach einer Universitätscarriere von seltener Verheißung, sich einem unausgesetzten Studium zu widmen; auch verlangte er nicht, daß er einen Beruf ergreife, um für die Kosten seiner Erziehung zu entschädigen. Als Milton zweiunddreißig Jahre alt war, hatte er noch keinen Pfennig für sich erworben, und nachher bereiste er ebenfalls auf väterliche Kosten ein Jahr und drei Monate lang Frankreich und Italien.

Von der Sorge um den folgenden Tag, welche ihn in seinen täglichen Studien gestört haben würde, war Buckle glücklicherweise durch die Freigebigkeit seines Vaters befreit, und nach dessen 1840 erfolgtem Ableben gelangte er in den Besitz eines anständigen Auskommens, ja eines Vermögens für einen, dessen einziger Aufwand der auf Bücher war. Diese füllten allmälig die Wände seiner oberen und unteren Zimmer, ja selbst die Nebengebäude seines Hauses wurden in Bibliotheken verwandelt. Wenn er ein Tagebuch geführt hat, das nur einigermaßen seinen Excerptbüchern gleich käme, so dürften wir vielleicht eines Tages erfahren, wie oft er der Versuchung widerstanden hat, drucken zu lassen; wie oft er das von der Ausarbeitung eines großen Werkes unzertrennliche Gefühl erfuhr, daß er zwar über den Anfang

hinaus und doch dem Ende nur wenig näher gekommen sei. Man erzählt von den ersten Reisenden, die den Amazon und den Orinoco befahren haben, daß, nachdem sie wochenlang die Urwälder und weitgestreckten Savannahs, welche diese Ströme eindämmen, durchwandert hatten, die müden und verwunderten Reisenden jedesmal, wenn sich die mächtige Fluth zu einem riesenhaften Becken oder Lagoon erweiterte, wähnten, sie hätten endlich den Anfang des Weltmeeres erreicht; und erst als die Gewässer ihren Lauf wieder verengt und unter überschattenden Bäumen mit beschleunigter Strömung dahin flossen, entdeckten sie, daß ihr wirkliches Ziel immer noch entlegen war. Ebenso verhält es sich mit denen, die sich auf die großen in den Ocean der Wissenschaft mündenden Flüsse hinauswagen: die Quellen des Stromes liegen weit über den östlichen Gesichtskreis, die Gegend, wo die Sonne untergeht, liegt noch immer weit über den sehnsuchtsvollen Blick des Reisenden hinaus. Buckle, „der sich keine Ruhe vergönnte, sich aber auch nicht übereilte", übergab im Jahre 1857, also ungefähr zwanzig Jahre nachdem die Idee einer Geschichte des menschlichen Fortschrittes in England zuerst in ihm aufgetaucht war, das Ergebniß seiner täglich zehnstündigen Arbeit der Presse, und dem ersten Bande folgte ein zweiter im Jahre 1861 nach. Der erste Band wurde anfangs mit Gleichgültigkeit aufgenommen; doch bald erregte er Neugierde und nicht lange darauf keinen geringen Grad von Unwillen und Besorgniß. Der zweite wurde in England kälter begrüßt, während er in Schottland tiefen Groll hervorrief. „Ein Schriftsteller", sagt Gibbon, da wo er über die Aufnahme des zweiten und dritten Bandes seines „Decline and Fall" spricht, „der sich nicht emporzuheben vermag, wird immer

zu sinken scheinen; der Neid war jetzt zu meinem Empfange bereit, und der Eifer meiner religiösen wurde von den Beweggründen meiner politischen Feinde unterstützt." Buckle hat mehr als eine Klasse der Menschheit angegriffen: der Groll der Nationalökonomen und Rechtskundigen hat sich vielleicht längst gelegt; doch werden die Schotten einen solchen Gegner wohl nicht vergessen, noch wird die Geistlichkeit ihm verzeihen.

Der erste Band trägt diese ausdrucksvolle Inschrift: „Meiner Mutter widme ich diesen ersten Band meines ersten Werkes"; der zweite ist ihrem „Andenken" gewidmet. Bei vielen Lesern galt der Verfasser ohne Zweifel für einen harten Mann, der mit den Handlungen der Menschen wie mit so vielen Gliedern in der Causalitätskette, mit den Erscheinungen des Lebens, wie mit bloßen Erzeugnissen oder Phänomenen des Schicksals oder der Nothwendigkeit verfuhr. In diesen Inschriften aber ist der Fels geschlagen, und hier strömt das Wasser der Liebe reichlich hervor. Dieser vortrefflichen Mutter gehörte des Verfassers ganze Zuneigung: für sie wurde der Philosoph zum kleinen Kinde, ihr behielt die „einsam wohnende Seele" die Schätze ihrer Treue und Liebe vor. Ihr Tod, und, wir glauben, die Vorboten dieses Todes, ein langes körperliches und geistiges Hinsiechen, das höchst peinlich mit anzusehen war, warf ihren durch unaufhörliche geistige Spannung bereits körperlich geschwächten Sohn auf's Krankenlager. Seinen Körper hatte er von frühester Jugend an als Sklaven behandelt, seinen Geist als Herrn; für den einen war kein Opfer zu groß; für den andern hielt er keine Entbehrungen für übertrieben. Es wäre vergebens, zu untersuchen, ob die gewöhnlichen Spiele der Jugend und die auf unsern Univer-

sitäten herrschenden männlichen Leibesübungen seine körperlichen Kräfte nicht hätten befestigen können, ohne seine geistigen zu opfern. Arbeit und Kummer hatten indessen das ihrige gethan, so daß Muße und Reisen in's Ausland zu spät kamen, um seinen geschwächten Körper wieder aufzurichten.

In diesem, wenn auch ereignißlosen Leben haben wir ein seltenes Beispiel von Hingebung an einen bestimmten Zweck, die von einer Zeit datirt, wo schriftstellerische Pläne meistens noch Träume sind,

„Die gleich der Nordwindsbrut verschwinden,
Noch eh' Du ihren Sitz kannst finden."

Die Blätter, die er der Welt übergab, sowohl wie diejenigen, die noch zu schreiben übrig blieben, entwarf er in einem Alter, in welchem das Studium den meisten Menschen lästig ist, und selbst denen, welche die Trägheit besiegen, entweder als bloßes Mittel zu einem naheliegenden Zweck oder als Uebergangsstufe zum Reichthum oder zu einer weltlichen Stellung dient. Mit Anlagen, die ihm die höchsten Universitätsehren hätten erringen können, wendete er sich selbst von diesem nahen Ziele ab und steckte sich eines, welches er vielleicht nie hätte erreichen dürfen, und er nicht bestimmt war, völlig zu umfassen. Auch verringert es das Verdienst seiner Hingebung an's Studium nicht, daß die Verhältnisse ihn von Nahrungssorgen befreiten. Ein hinlängliches Auskommen verhindert oft nicht weniger als der Reichthum die andauernde Arbeit. Der, welcher gut versorgt ist, ist zu geneigt, mit Rasselas auszurufen: „die Mängel des heutigen Tages wird der morgende ergänzen", und daß der kein starker Kämpfer sei, dem jeder Augenblick kostbar ist. Doch hatte keine

dieser Sirenenstimmen einen Zauber für Buckle's Ohr: er steuerte an der verhängnißvollen Insel vorüber, an welcher die Lebenshoffnung so vieler Jünglinge gescheitert ist. An mehr als einer denkwürdigen Stelle hat Cicero über seinen eignen frühen Fleiß berichtet; und wir lesen es noch immer mit Vergnügen, wenn er in gerechtem Stolze erzählt, wie er „die Freuden verschmähte und arbeitsame Tage verlebte"; wie er, ein novus homo, sich zum elfenbeinernen Sessel der hochgebornen Fabier und Manlier emporschwang. Noch viele andre Berichte von Männern haben wir, für die studiren glücklich sein hieß, welche einen, wie Ben Jonson es nennt, in „den kalten Geschäften des Lebens," seinen Ceremonieen, Feiertagen und Unterhaltungen verbrachten Tag für einen verlornen zählten. Isaak Casaubon's Ephemerides sind voll von Klagen über Stunden, die er an Freunde, Verwandte und Bekannte vergeudet hat, anstatt sie dem Athenäus oder Polybius zu widmen. Adrien Baillet richtete durch unmäßiges Studiren den schwächlichen Körper zu Grunde, den die Natur ihm verliehen hatte. Robert Southey gab allen, welche den Beruf des Gelehrten ergreifen, ein schönes Beispiel: die Tage eines Immanuel Kant erzählten einer dem andern von den Pflichten und Vergnügungen des Philosophen; und der ältere Plinius erwarb sich durch sein Leben sowohl wie durch seinen Tod einen Namen unter den Märtyrern der Wissenschaft. Doch keiner dieser eifrigen Forscher übertraf Buckle an Festigkeit des Vorsatzes oder an Fleiß. Er erkannte, oder hielt wenigstens dafür, daß eine große Lücke in der Geschichte des menschlichen Fortschrittes ihrer Ausfüllung harre, und wie verschieden auch die Meinungen über seine Fähigkeit zu der selbstgestellten Aufgabe sein mögen, so kann man

doch den Eifer und die Ehrlichkeit, mit denen er an die Lösung ging, nicht bezweifeln.

Seine zurückgezogene Lebensweise war nicht ohne bedenkliche Nachtheile für seine Schriften. Der Verkehr mit der Gesellschaft ist nicht minder dazu geeignet, die Sitten der Menschen zu mildern, als es die edeln Künste sind. Wenn er die Menschheit auch nicht von seinem Studirzimmer aus verspottete, so bildete er sich doch aus seinem langen Umgang mit Büchern über gewisse Klassen harsche und einseitige Ansichten, welche ein früherer und freierer Verkehr mit ihnen gemildert oder berichtigt haben würde. Von der Geistlichkeit z. B. hat er nur eine und zwar nicht die günstigere Seite gesehen. Er betrachtete sie lediglich als Schriftsteller oder Prediger, nicht aber als thätige und vermenschlichende Elemente in der Gesellschaft. Er hat Recht, wenn er der dogmatischen Theologie dunkle, grausame, unwissende und grundlose Theorieen, die ebenso unvereinbar mit einem göttlichen Urheber wie entehrend für die Menschheit sind, zuschreibt. Er hat Unrecht, wenn er den Redner auf der Kanzel oder den Gelehrten im Studirzimmer als ebenso hart, bigott und streng wie seine Lehre darstellt. In den Bekenntnissen des Augustin haben wir die Ergüsse eines großen und freisinnigen Herzens: in seinen Schriften über das Schicksal, die Willensfreiheit und das Vorherwissen erscheint er nur als der durus pater infantium, der Vorläufer des unversöhnlichen und düstern Calvin. Daß Luther's Wesen mit der Natur und den Menschen mehr im Einklang stand, als das des Erasmus, daran lassen uns ihre Schriften nicht zweifeln; sobald Luther jedoch sich auf das dunkle Meer der theologischen Speculation begiebt, so wird er, wie sein Genfer Gegner

und Zeitgenosse, streng, herbe und erbittert. Der eifrigste und liebevollste Menschenfreund, ein Penn oder ein Howard, war von der Liebe zur Menschheit nicht stärker erfüllt, als es Richard Hooker und Jeremy Taylor waren; und doch würde es nicht schwierig sein, Stellen aus ihren Werken anzuführen, welche, aus dem Zusammenhang herausgerissen, unsere Vernunft sowie unsere Gefühle gleich sehr beleidigen. Die Auszüge aus den schottischen Theologen, welche in den Anmerkungen zu Buckle's zweiten Bande einen so großen Raum einnehmen, sind gräßlich genug, um zu beweisen, daß Torquemada und der heilige Dominicus nicht mehr dazu geneigt waren, ihre Nebenmenschen zu foltern und zu verbrennen, als die Gillespies, die Guthries, die Halyburtons und die Rutherfords, von einigen von welchen schon Milton den Ausspruch gethan, daß „der neue Presbyter nichts als der alte Pfaffe breit geschrieben sei." Gleichwohl gehörten vielleicht viele von diesen feurigen Zungen Männern an, welche wohlthätig und theilnahmsvoll waren, und deren Leben die Lehre vom Frieden und Wohlwollen veranschaulichte. In seinen scharfen Bemerkungen über den Volkscharakter legt Buckle wiederum nur einen geistigen Maßstab an. Die sittlichen Ausgleichungen für unvollkommene Kenntniß und Fortschritte ignorirt oder übersieht er. Sein auf wissenschaftlichen Fortschritt allein gerichtetes Auge sah viele fruchtbare Stellen nicht, welche selbst der Dürre zwischen Dan und Berseba eine angenehme Abwechselung geben.

Bei verschiedenen Gelegenheiten tadelte Buckle die Wirkungen, welche die Abgeschlossenheit und die Trennung von menschlichen Interessen auf die Mönchsorden und die Priesterschaft im Allgemeinen haben. Unbewußt aber litt

er selbst an den von ihm getadelten Nachtheilen. Mehr Bekanntschaft mit dem praktischen Leben würde seine Härten gemildert und ihn vor einigen übereilten Schlüssen und sogar schweren Irrthümern geschützt haben. Eine Wirkung der Vereinsamung freilich, die bei den fleißigen und einsiedlerischen Benedictinern zum Vorschein kömmt, zeigte sich bei ihm nicht. Sein Herz war den großen Interessen seines Geschlechts weder verschlossen, noch war es zu eng für sie. Er mag gewisse Klassen in einer falschen Wagschale abgewogen haben; allein gegen den Fortschritt der Menschen in Allem, was sie von den Fesseln der Götzen des Marktes, des Tempels oder des Stammes befreit, war er nie gleichgültig. In dem, was er für die Sache der Civilisation hielt, war seine Thatkraft unermüdlich, seine Theilnahme innig. Ueber den Plan und die Ausführung seiner „Geschichte" vermögen wir nicht zu sprechen, da wir nur Theile von der Einleitung dazu besitzen. Vieles was in diesen vorläufigen Kapiteln unvollständig oder ungenau, unreif oder unbesonnen ist, würde wahrscheinlich bei reiferer Erfahrung und erweiterter Einsicht im späteren Theile der Geschichte ergänzt oder berichtigt worden sein. Die folgenden Bemerkungen beziehen sich daher nur auf das uns hinterlassene Bruchstück seines Werkes.

Zunächst ist der Gegenstand, dem er sein Leben widmete, ein unbestimmter. Der Ausdruck Civilisation nämlich hat einen scheinbaren Klang und eine edle Bedeutung; sobald wir aber nach seinem genauen Sinne fragen, so stellen sich sofort Bedenken ein. Kann eine Geschichte der Civilisation, selbst in nur einem einzigen Lande, wie Frankreich oder England, gleich dem Esprit des Lois oder der Politik des Aristoteles innerhalb wissen=

schaftlicher Schranken eingeschlossen werden? Läßt der Ausdruck eine Definition zu? Ist er in der That mehr, als eine unter den gesetzlichen Bann des Totus in omnibus, nullus in singulis kommende Allgemeinheit? Ein Schriftsteller, der ein solches Thema behandelt, könnte die Civilisation als das größte Glück der größten Zahl, d. h. hinreichendes Fleisch, Pudding, Obdach und Lohn betrachten; ein anderer könnte behaupten, daß der Mensch, der ja nicht vom Brode allein lebt, ehe er civilisirt wird, einer kirchlichen Einrichtung im besten Zustande bedürfe; ein dritter dürfte sagen, daß weder der Arbeits- noch der Fleischmarkt, weder Decane noch Domcapitel, noch auch Bischöfe allein die Menschen glücklich machen und erhalten können; daß dieser Segen vielmehr vom Freihandel, vom allgemeinen Stimmrecht und von leichter Besteuerung erwartet werden müsse. Jean Jaques verweist uns auf die Zeit,

Wo wild im Wald der edle Wilde rann;

während William Penn und John Bright den Tag ersehnen, wo niemand seine Wange dem Schläger verweigern werde.

Dann, zugegeben auf einen Augenblick, daß der Ausdruck Civilisation hinlänglich verständlich, wenn auch nicht sehr präcis sei, so ist doch die Art und Weise, wie Buckle den Gegenstand behandelt, etwas launisch und unregelmäßig. In einer Geschichte erwarten wir, daß die erzählten Ereignisse in der Ordnung der Zeit auf einander folgen, oder, wenn sie von dieser abweichen und die des Raumes annehmen, guter Grund dafür vorhanden sei, daß sie sich in parallelen statt in directen Linien fortbewegen. Gibbon war daringerecht fertigt, daß er die Haupterzählung, solcher Episoden halber, wie seine Kapitel über die nördlichen Völker, die Mönchsorden oder die Entstehung und den

Fortschritt des Islam verließ, insofern die Ueberfälle der Barbaren, das Aufgeben des thätigen Lebens seitens so vieler Tausende kräftiger Männer und die Geburt eines neuen und aggressiven Glaubens zum Verfall und Untergang Roms mit beitrugen. Montesquieu wiederum durfte von China bis nach Peru streifen, um Aehnlichkeiten mit den Gesetzen Europa's oder Beispiele von der westlichen Welt unbekannten oder fremden Einrichtungen zu suchen. Die Civilisation eines einzelnen Landes aber läßt keine solchen Abschweifungen zu. Wir verlangen, daß man uns jede Welle des civilisirenden Stromes in der bekannten Reihenfolge vorlege, die Wirkungen seiner Ebben und Hochfluthen und die verschiedenen Ablagerungen, welche, nachdem die Fluth vorüber, zurückbleiben, bezeichne. Möglicherweise, ja höchst wahrscheinlich würde dieser Mangel in der Einleitung im Werke selbst, zu welchem die erschienenen zwei Bände nur die Vorhalle sind, berichtigt worden sein; doch selbst die Vorhalle ist unregelmäßig gebaut. Ihre Grundsteine sind eigentlich die allgemeinen Fragen nach der Nahrung, dem Klima und den Naturverhältnissen, welche die Menschen nach gewissen Mittelpunkten hin- oder von ihnen fortgezogen, oder durch verschiedene Ursachen, wie Ueberfluß, Mangel, bequemes Leben oder die Nothwendigkeit, arbeiten zu müssen, ihre Regierungsformen und Lebensweisen beeinflußt haben. Während wir aber erwarten, von der Wiege der Gesellschaft zu ihrer ersten Gestalt überzugehen, werden wir plötzlich in die Geschichte oder die einleitenden Begebenheiten der englischen Revolution von 1640 und die französische von 1789, also in Geschichtskrisen, welche mehr als alle anderen eine neue Epoche bei beiden Völkern bezeichnen, der vorgerückten Civilisation aber

und nicht der erst anfangenden angehören, versetzt. Diese Ausstellungen betreffen besonders den ersten Band; der zweite, der den beiden entgegengesetzten Phasen der Religion gewidmet ist, ist sowohl hinsichtlich seiner Vordersätze wie seiner Schlüsse der zusammenhängendere von beiden, obschon die darin behandelten Gegenstände für eine Geschichte der Civilisation etwas verfrüht sind. Der zweite Band ist in der That wenig mehr, als eine Episode des ersten; mit einigen unbedeutenden Veränderungen hätte er als eine Darstellung der Wirkungen verkehrter Religion in Spanien und Schottland ein für sich allein bestehendes Ganze bilden können. Die aus der Unbestimmtheit des Ausdrucks Civilisation entstehenden Widersprüche und Unbequemlichkeiten hätten unserer Ansicht nach vermieden werden können, wäre das Werk „Geschichte der Wandlungen der Gesellschaft in England" betitelt worden. Man würde dann nicht erst nach der Bedeutung eines Titels zu fragen gehabt haben, der dehnbar genug ist, um die Zeit zu umfassen, wo die alten Briten ihren Körper mit Waid bemalten, sowie die, wo sie Beinkleider und Ueberröcke anlegten. Die Darstellung solcher Phasen hätte ohne Beeinträchtigung des Werkes oder Unbequemlichkeit für den Leser von geraden zu parallelen Linien übergehen können; während der Fortschritt der Civilisation mit gleicher, wo nicht besserer Wirkung, hätte verfolgt oder inbegriffen werden können. Die großen Grundlagen der Civilisation, die Religion, die Gesetze, der Handel, die Künste und Wissenschaften mit ihren verschiedenen Erzeugnissen und Erscheinungen und ihren Zusammen- und Gegenwirkungen, hätten in einer Reihe concentrischer Kreise dargestellt werden können, während die Gesetze ihrer Entstehung oder

Verbindung in Buckle's Händen, besser als in denen jedes andern Schriftstellers, einen großartigen und passenden Schluß gebildet haben würden.

Von dem, was uns ein Mangel im Bau scheint, wenden wir uns mit Vergnügen den echten Verdiensten der Geschichte der Civilisation zu. Was die Sprache betrifft, so kann man ihr schwerlich zu hohes Lob ertheilen. Sie ist dem Gegenstande angemessen, präcis genug für die Anforderungen der Wissenschaft, sowie voll, fließend und biegsam genug für jede Aufgabe der Beredsamkeit. Lichtvoll, wenn es Sache des Verfassers ist, Angaben zu machen, zu erklären oder zu veranschaulichen, erhebt sie sich, wenn Zorn über den Bedrücker oder Mitgefühl für die Bedrückten es verlangt, zu einem Ton, der eines Edmund Burke würdig gewesen wäre, als er die Verderbtheit Englands oder die Unbill Indiens öffentlich anklagte. Und diese Leichtigkeit und Kraft war nicht etwa in einer langen Lehrzeit in der Schriftstellerei erreicht. Bis 1857, wo der erste Band veröffentlicht wurde, hatte Buckle, so glauben wir, nicht eine Zeile drucken lassen, und mit Ausnahme des in diesem Bande Vorliegenden ließ er sich durch keine flüchtige oder ephemere Arbeit in seiner großen Aufgabe stören. Er besaß die seltene Kunst, eine ungemein große Belesenheit der allgemeinen Belehrung dienstbar zu machen. Die Fülle seines Stoffes konnte ihn weder verwirren noch belästigen; die angehäuften Gedanken Andrer benahmen der Frische seiner eigenen nicht das mindeste. Keine Belehrungsquellen waren seinem spähenden Auge zu unbedeutend, abgelegen oder verborgen. Seine Herrschaft über die alten und neueren Sprachen und seine bibliographischen Kenntnisse waren nicht weniger merkwürdig,

als die Gibbon's oder Southey's. Auch seine Collectaneenbücher waren, wie die ihrigen, wohlgeordnete Rüstkammern, welche die von ihm gebrauchten Waffen und Kriegsvorräthe reichlich und wohlgeordnet lieferten.

Von den Pflichten und dem Amte des Historikers hatte er sich eine Ansicht gebildet, die höchst schwierig, ja vielleicht unmöglich zu verwirklichen war; sie war aber edel an und für sich und ehrenvoll für ihn. Er nahm wahr, daß die Geschichte in ihrer besten Gestalt nichts, als ein unvollkommener Bericht über die Gedanken und Thaten der Menschen sei. Selbst diejenigen Geschichtsschreiber, deren Werke Besitze für immer sind, wählen eine besondere Krise oder ausnahmsweise Phase: einen großen Krieg, eine einzige Umwälzung, eine lange Reihe von nationalen Entwicklungen oder von Zeiträumen, in welchen lange Zeit feindliche oder von einander entfernte Ströme des Handelns mit Gewalt oder freiwillig in ein gemeinsames Bett gelenkt werden. Von allen Erzählungen kommt keine an umfassendem Charakter der Herodot's oder Gibbon's gleich. Jener eröffnet die seinige mit jenem Kreise von Begebenheiten, welche das westliche Asien und das östliche Europa auf Jahrhunderte dem Kampfe preisgaben. Dieser beginnt mit der Zertrümmerung eines Reiches, welches die ganze civilisirte Welt allmälig erobert und lange mit eisernen Banden zusammengehalten hatte. Mit Cyrus fängt jene Verschmelzung der Hügelstämme mit den Bewohnern der Ebenen an, welche mit dem Bau des Reiches des großen Königs endete; ein mächtiges Labyrinth von Satrapieen, jede im Umfang ein Königreich, doch nicht ohne Plan. Dann wurde das in Ausführung gebracht, was vorher in der zehnjährigen Belagerung Troja's

angedeutet war: jener mächtige Zweikampf zweier Continente, der nicht eher enden sollte, als bis Rom zu Actium die Herrschaft Europa's über Asien behauptete. Das von Cyrus bewirkte Zusammenwürfeln und Zusammendrängen von Racen ist das eine Ende der Reihe; der große Sieg zu Actium war das andere. Mit Commodus andererseits geht der Vorhang der Geschichte über das Drama der Auflösung auf, welches von Aufzug zu Aufzug fortschreitet, bis ein unbewaffneter Priester den Thron der westlichen Cäsaren einnimmt, und ein Ungläubiger ohne Einspruch durch das Hippodrom von Constantinopel reitet oder die große Kirche entweiht, in welcher Basil und Chrysostom predigten. Der letztere ist Gibbon's Cyclus, der erstere der des Herodot und derjenigen, welche seinen Bericht über die drei vom Propheten geistig gesehenen Reiche fortsetzten.

Allein in diesen und anderen Erzählungen fehlen gewisse Elemente, und war auch Buckle nicht gerade der erste, der den Mangel bemerkte, so gehörte er doch zu den ersten, welche den Versuch machten, ihm abzuhelfen. Krieg und Friede, Gesetz und Religion, Regierungsformen, Kunst, Literatur und Sitten sind lauter Erscheinungen des Volkslebens und setzen das Vorhandensein von Gesetzen voraus, von welchen sie bestimmt werden, und von Bedingungen, welche sie gestalten und beherrschen. Buckle stellte sich die Aufgabe, diese Erscheinungen zu sammeln und ihnen eine wissenschaftliche Grundlage zu geben, das Gesetz ihres Wachsthums, ihres Fortschrittes und ihrer Abnahme zu entdecken und nachzuweisen, warum sie auf einem Boden mißrathen und auf einem andern hundertfache Früchte tragen. In wiefern sein Versuch, eine Wissenschaft der Geschichte zu construiren, ihm mißlang oder glückte, geben wir nicht vor,

entscheiden zu wollen: wir begnügen uns damit, das hohe und schwere Ziel, das er sich gesteckt, angedeutet zu haben.

Zweitens sündigte er durch übertriebene Verallgemeinerung. Möglich, daß in gewissen Cykeln oder kürzeren Zeiträumen die Summe menschlicher Handlungen sich auffallend ähnlich seien; es ist auch möglich, daß die Statistik eins der zuverläßigsten und lehrreichsten Hülfsmittel der Geschichte sei. Es ist aber nicht minder gewiß, daß solche tabellarische Verzeichnisse nicht allein noch in ihrer Kindheit, sondern auch für frühere Zeiten entweder gar nicht vorhanden oder höchst dürftige und unsichere Beiträge zur Ermittelung der Wahrheit sind. Uebrigens betreffen sie im besten Falle nur einige der Elemente des socialen Lebens, und es müssen wahrscheinlich erst Jahrhunderte lange genaue Beobachtungen angestellt werden, ehe man ihnen gestatten kann, die übrigen sittlichen, geistigen und religiösen Grundlagen, auf welchen die Geschichte bisher aufgebaut worden, zu verdrängen. Sehnlichst wünschend, wo nicht gar entschlossen dazu, eine umfassende Idee zu finden, giebt er den Thatsachen oft einen gezwungenen Sinn, wenn er sie nicht gar entstellt. Er ist allzu geneigt, anzunehmen, daß die Menschen unter ähnlichen Umständen sich allemal ähnlich bleiben, und trägt dabei den Störungen der Leidenschaften, Gewohnheiten oder Zufälle fast gar keine Rechnung. Kometen sind ziemlich regelmäßig in ihren Laufbahnen; Whartons jedoch sind weit davon entfernt, in ihren Beweggründen oder Handlungen sich gleich zu bleiben, und wenn die Mode sehr mächtig ist und

„Lucull, vom Reiz der Mäßigkeit bestochen,
Auf seinem Gute sich ließ Rüben kochen";

so ist es doch unsicher, zu berechnen, wie viele Lucullusse zu

einem gegebenen Zeitpunkte fällig sind, oder ob ein schwermüthiges Temperament oder andere Ursachen ohne Ausnahme „Carl in's Kloster, Philipp auf's Schlachtfeld" treiben.

Wir könnten noch mehr Fälle anführen, in welchen Buckle's weitreichende Theorie ihren eignen Zweck vernichtet und uns geneigt läßt, eher mit dem unvollkommenen Lichte uns zu begnügen, als einem möglichen Meteore zu folgen. Wir müssen es uns jedoch versagen, sei es ihre Verdienste oder ihre Mängel weiter zu besprechen und wollen zum Schluß eilen. Wir können es indessen nicht gänzlich unterlassen, Buckle's Unterhaltungsgaben zu erwähnen. Er war keiner von denen, die witzige oder geistreiche Dinge sagen; in der That gehörten Witz und Laune nicht zu seinen Gaben. Er war auch keiner von denen, die von Anderen ausgesprochene Sätze ohne weiteres zulassen; und wären seine Unterhaltungen niedergeschrieben worden, so würde man auch nicht gefunden haben, daß seine Perioden so glatt und regelmäßig flossen, wie es in des verstorbenen Lord Macaulay's Gesprächen der Fall war. Seine Stimme war nicht wohlklingend, und seine Manier etwas trotzig. Doch konnte man nicht fünf Minuten lang in einem Zimmer mit ihm sein, ohne zu merken, daß ein in Büchergelehrsamkeit ungewöhnlich unterrichteter Mann anwesend sei. Von den Neuigkeiten des Tages bis zu den geheimsten Tiefen der Gelehrsamkeit erging sich Buckle mit Redseligkeit, wobei ihm die Tagesfragen gute Gelegenheit zur Beleuchtung und Vergleichung, ja nicht selten zu kühnen Betrachtungen über die Zukunft boten. Nachdem er sich jedoch mehr in der Gesellschaft bewegt hatte, sprach er weniger, war geneigter zuzuhören und weniger zum Meinungsstreit oder

Selbstgespräch aufgelegt; und wie die mildernde Wirkung eines gesteigerten Verkehrs mit der Gesellschaft in seiner Unterhaltung sichtbar wurde, so würde derselbe Einfluß wahrscheinlich auch den dogmatischen und paradoxen Ton seiner Schriften allmälig gemäßigt haben.

Daß die „Geschichte der Civilisation in England“ auf vielen Seiten unangenehme Ueberraschungen, wo nicht gar ein tiefes Gefühl der Entrüstung erregen würde, war natürlich zu erwarten. Auguste Comte's Lehren sind diesseits des Canals nicht beliebt; und hat auch Buckle dessen System nur mit Vorbehalt angenommen, so verdankt er ihm doch einige seiner Theorieen. So kam es, daß er einer Klasse von Männern entgegen war, die sonst wie der Court of Arches (geistliche Gerichtshof) diesen Augenblick es bezeugen kann, nicht abgeneigt sind, unter sich selbst zu zanken; welche aber, sobald ihre hergebrachten Meinungen angegriffen werden, eine dichte Phalanx zur gemeinsamen Vertheidigung bilden. „Die Hochländer“, sagt Baillie Jarvie, „mögen sich gegenseitig schimpfen und wohl auch mit dem Schwert schlagen; am Ende aber vereinigen sie sich gewiß gegen alle civilisirten Menschen, die Geld im Beutel haben und Hosen tragen.“ Ebenso gewiß mußten Buckle's tadelnde Bemerkungen über die schottische Kirche und die Vorherbestimmung ihm den Zorn Nordbritanniens zuziehen. Dann auch haben die Heldenanbeter keinen Grund, mit seinen Betrachtungen zufrieden zu sein, da er den Lauf der Geschichte in Cykel auflöst, sie zu einem Systeme bringt und einzelnen Soldaten, Staatsmännern oder Heiligen nur wenig dauernden Einfluß zuschreibt. Gibbon ärgerte die Geistlichkeit mehr mit seinen Andeutungen, als mit seinen

offenen Beschuldigungen. Buckle bekämpft sie, nicht unter dem Deckmantel der Ironie, sondern mit der ganzen Rüstung des Mißtrauens und des Trotzes. Einen Theil der Züchtigung, die er dafür erhielt, verdiente er allerdings: denn einige seiner Beschuldigungen waren schlecht erwogen und unbegründet; doch beeinträchtigen diese Fehler der Abgeschlossenheit und des Mangels an Erfahrung im Ganzen seine Behauptung nicht, daß keine Menschenklasse dazu geeignet sei, mit unverantwortlicher Macht betraut zu werden; von allen Klassen aber am allerwenigsten die Geistlichkeit.

Dies ist indessen nicht der Ort dazu, selbst wenn unser Raum es gestattete, Buckle's Werk zu zergliedern. Das haben bereits zu gelegenerer Zeit Andere gethan. Wir haben in dieser oberflächlichen Skizze blos versucht, den Verfasser, nicht aber sein Werk zu schildern. Daß letzteres ein Bruchstück bleiben werde, ist wahrscheinlich: weder der Mann noch die Umstände, die es begünstigten oder verhinderten, werden leicht sobald wiederkehren. „Dat Galenus opes, dat Justinianus honores.“ Wir werden nicht leicht wieder so viel Gelehrsamkeit und Tüchtigkeit auf Gegenstände verwendet sehen, welche weder augenblicklichen Vortheil noch augenblickliche Ehre einbringen. Mögen indessen die Fehler des Buches sein, welche sie wollen, so sind doch die Verdienste des Verfassers echter Art. Er suchte die Wissenschaft um ihretwillen allein: ihr opferte er seine Jugend, seine Talente, sein Vermögen und möglicherweise auch sein Leben. Alte Wahrheiten schreckten ihn nicht zurück, und Schatten schüchterten ihn nicht ein. Alles was seiner Meinung nach den Fortschritt der Menschen bisher aufgehalten hatte oder in Zukunft ihn aufhalten

dürfte, das tadelte er offen; allem was, seinem Dafür-
halten nach, ihn zu beschleunigen oder zu sichern vermöchte,
redete er das Wort. Können wir nun den Namen Henry
Thomas Buckle auch nicht in das Verzeichniß der Historiker
oder Philosophen ersten Ranges eintragen, so verdient er doch
eine hohe Stelle unter den eifrigen Forschern nach Wahrheit.

Mill über die Freiheit*).

Wenn ein Geschwornengericht der größten europäischen Denker ernannt und angewiesen würde, durch seinen Wahrspruch zu erklären, wer unter unseren lebenden Schriftstellern am meisten für den Fortschritt der Wissenschaft geleistet hat, so könnten sie kaum beanstanden, den Namen John Stuart Mill auszusprechen. Auch bezweifeln wir nicht, daß die Nachwelt diese Entscheidung bestätigen würde. Niemand hat sich mit so vielen gleich wichtigen und doch gleich verwickelten Problemen befaßt. Die Fragen, die er untersucht hat, betreffen einerseits die praktischen Interessen jedes Mitglieds der Gesellschaft und andererseits die feinsten und verborgensten Thätigkeiten des menschlichen Geistes. Er berührt zwar die Oberfläche, dringt aber auch in den Mittelpunkt hinein. Zwischen diesen beiden Enden liegen zahllose Fragen, die er stets mit großem Geschick, oft mit seltenem Erfolg, erforscht hat. In diesen, theils praktischen, theils speculativen Fragen beruft man sich stets auf seine Autorität, und seine Schlüsse werden von vielen, die außer Stande sind, den Gründen, welche dieselben rechtfertigen,

*) Eine in Fraser's Magazine erschienene Beurtheilung des Werkes: „On Liberty", von John Stuart Mill. London. John W. Parker and Son. 1859. D. U.

zu folgen, angenommen. Wir haben andere Männer, die ihrer Gedankentiefe, und wiederum andere, die ihrer nützlichen Vorschläge wegen bemerkenswerth sind. Mill's Eigenthümlichkeit hingegen ist es, daß er diese beiden Eigenschaften in stärkerem Grade in sich vereinigt, als irgend einer seiner Zeitgenossen. Daher kommt es, daß er ebenso geschickt darin ist, die Wirkung allgemeiner Ursachen nachzuweisen, wie das Ergebniß besonderer Maßregeln vorherzusehen. Daher auch ist sein Einfluß weit größer, als es sonst möglich sein würde; denn seine Schriften erstrecken sich nicht nur über ein weiteres Gebiet, als die irgend eines andern lebenden Schriftstellers, sondern er ist auch durch seine Beherrschung der speciellen und praktischen Einzelheiten im Stande, zu zeigen, daß, wie spitzfindig und die gewöhnliche Fassungsgabe übersteigend gewisse Grundsätze auch scheinen mögen, sie doch ohne eine so gefährliche Störung der gesellschaftlichen Ordnung und ohne ein so großes Opfer bestehender Einrichtungen, wie man es auf den ersten Blick erwarten sollte, durchgeführt werden können. Dadurch hat er oft die Gegner entwaffnet und praktische Männer vermocht, Schlüsse, welche keinerlei wissenschaftliche Beweiskraft sie hätte überreden können gelten zu lassen, aus praktischen Rücksichten anzunehmen. Indem er sich auf einem Wege die Zustimmung speculativer Denker und auf einem andern die der praktischen Staatsmänner sichert, beeinflußt er die beiden äußersten Seiten des Lebens und bietet den seltenen Anblick eines der kühnsten und originellsten Philosophen in Europa dar, welcher sich den Beifall einer nicht geringen Zahl bloßer Gesetzgeber und Staatsmänner erwirbt, die sich gegen seine höheren Verallgemeinerungen gleichgültig verhalten, und, indem sie sich auf ihre eigene Kunst be-

schränken, unfähig sind, über die sichere und begrenzte Routine der gewöhnlichen Erfahrung sich emporzuschwingen. Dies hat seinen Einfluß in mehr als einer Hinsicht vermehrt; denn äußerst selten findet man einen Mann, der sowohl in der Praxis wie in der Theorie sich auszeichnet, und ebenso ungewöhnlich ist es, einen zu finden, der ein Verlangen danach hätte. Diese beiden Vollkommenheiten sind nicht blos von einander verschieden, sondern sind sich einander entgegengesetzt. Die Praxis erstrebt das Naheliegende; die Theorie das Entfernte. Die erstere untersucht geringe und besondere, die letztere große und allgemeine Ursachen. Im praktischen Leben vermeiden die weisesten und tüchtigsten Männer die Theorie und sichern sich den Erfolg, weil sie durch Beschränkung ihres Gesichtskreises die Ereignisse mit größerer Festigkeit ergreifen, während das theoretische Verfahren gerade umgekehrt ist, da hier die Beherrschung um so größer wird, als der Blick sich erweitert und es Zweck des Forschers ist, eine so große Verallgemeinerung zu erlangen, als nur möglich, in anderen Worten, so hoch wie möglich über die Erscheinungen, mit denen er es zu thun hat, sich zu erheben. Die Wahrheit scheint mir zu sein, daß die unmittelbare Wirkung einer jeden Handlung gewöhnlich von den ihr eigenthümlichen und ihr gleichsam innewohnenden Ursachen, die entfernte Wirkung derselben Handlung hingegen von außerhalb derselben liegenden Ursachen, d. h. von der allgemeinen Bedingung der umgebenden Umstände bestimmt wird. Besondere Ursachen bringen ihre Wirkung schleunig hervor; allgemeine Ursachen aber in Thätigkeit zu versetzen, erfordert nicht allein einen weiten Raum, sondern auch eine lange Zeit. Angenommen z. B., ein Mann, der unter

einem grausamen Despotismus lebt, versetzte dem Despoten einen tödtlichen Schlag, so würde die unmittelbare Wirkung, der Tod des Tyrannen nämlich, einzig durch die den Act begleitenden Umstände, als da sind die Schärfe der Waffe, die Genauigkeit des Ziels und der zufällig verletzte Theil, verursacht werden. Das entfernte Ergebniß jedoch, das heißt, die Beseitigung, nicht des Despoten, sondern des Despotismus, würde von Umständen, die dem besondern Acte äußerlich sind, bestimmt werden und davon abhängen, ob das Land für die Freiheit reif wäre oder nicht, da im Verneinungsfalle ein anderer Despot unfehlbar erstehen und ein anderer Despotismus hergestellt werden würde. Für einen philosophischen Geist zählen die Handlungen des einzelnen für nichts, für einen praktischen Verstand sind sie alles. Jeder, der daran gewöhnt ist, zu verallgemeinern, lächelt bei sich, wenn er hört, daß Luther die Reformation herbeigeführt; daß Baco die alte Philosophie über den Haufen geworfen; daß Wilhelm III. unsere Freiheiten gerettet; daß Romilly unser Strafgesetzbuch vermenschlicht; daß Clarkson und Wilberforce die Sklaverei aufgehoben und Grey und Brougham uns die Parlamentsreform gegeben. Er lächelt über solche Behauptungen, weil er gar wohl weiß, daß, so nützlich auch solche Männer waren, sie doch nur als Werkzeuge angesehen werden müssen, vermittelst welcher das Werk, dessen Ausführung die Macht und die Masse vorhergehender Umstände bestimmt hatte, verrichtet worden. Es waren gute Werkzeuge, scharf und brauchbar; aber nichts weiter. Zum Glück für die Menschheit können einzelne im großen Ganzen ebenso wenig Gutes wie Böses vollbringen. Nero und Domitian haben zwar großes Unheil angestiftet, doch ist jetzt jede Spur

davon verwischt. Gerade diejenigen Begebenheiten, welche die Zeitgenossen für die wichtigsten halten, und die es auch in der That eine kurze Zeit sind, erweisen sich schließlich stets als die unbedeutendsten. Sie gleichen den Meteoren, deren Glanz den gemeinen Haufen blendet, die aber gleich darauf spurlos verschwinden. Mit Recht daher, und im echt philosophischen Geiste, sagte Montesquieu, daß die römische Republik nicht, wie man gemeiniglich annimmt, durch den Ehrgeiz eines Cäsar und Pompejus gestürzt wurde, sondern durch jenen Zustand der Dinge, welcher den Erfolg ihres Ehrgeizes ermöglichte. Und so war es auch wirklich. Lange sich anhäufende und von fern kommende Ereignisse drängten und vermehrten sich, bis ihre vereinigte Macht unwiderstehlich und die Republik zum Untergang reif war. Sie siechte, sie wankte, sie wurde in ihrer Grundlage untergraben; dann, als alles bereit dazu war und sie sich zu ihrem Fall neigte, traten Cäsar und Pompejus auf, und weil sie den letzten Schlag versetzten, möchte man uns zumuthen, zu glauben, sie hätten eine Katastrophe herbeigeführt, welche der Lauf der Begebenheiten, noch ehe sie geboren waren, unvermeidlich gemacht hatte.

Die große Mehrheit der Menschen wird indessen stets bei Cäsar und Pompejus stehen bleiben, d. h. sie wird die Erwägung der nächsten Ursachen der der entfernten vorziehen. Dies hängt mit einer andern und noch tiefer liegenden Verschiedenheit zusammen, nach welcher das Leben von praktisch gesinnten Männern als eine Kunst, von den der Speculation zugethanen als eine Wissenschaft betrachtet wird. So finden wir denn auch, daß jede civilisirte Nation in zwei diesen Richtungen entsprechende Klassen zerfällt, von denen die eine alle Angelegenheiten mit

Hinblick auf das Besondere, die andere mit Hinsicht auf das Allgemeine untersucht. Dieser Gegensatz ist ein wesentlicher und in der Natur der Dinge liegender. Er ist in der That ein so scharfer, daß nur Männer von nicht allein sehr großer, sondern auch eigenthümlicher geistiger Kraft beide Richtungen in sich vereinigen, und nur ganz ausgezeichnete Männer sie beide zusammen besitzen können. Unter den größten Denkern sogar sind viele durch ihre Unkenntniß der gewöhnlichen Angelegenheiten und Nichtbeachtung ihrer praktischen Alltagsinteressen nur zu bekannt gewesen. Während sie die Wissenschaft des Lebens studiren, vernachlässigen solche Männer die Kunst des Lebens, und zwar deßhalb, weil sie trotz ihrem Genie wesentlich einseitig und beschränkt und, unglücklicherweise für sie selbst, unfähig oder ungewohnt sind, die Wirkung besondrer und naheliegender Ursachen zu bemerken*). Indem sie sich mit dem Entlegenen und Allgemeinen befassen, vernachlässigen sie das Unmittelbare und Zufällige. Sie opfern das Wirkliche dem Ideellen. Von ihrem Gesichtspunkte aus deuten alle Erscheinungen auf die Wissenschaft oder auf das Wißbare hin; während dieselben Erscheinungen vom entgegengesetzten Gesichtspunkte aus auf die Kunst, d. h. auf das, was geleistet werden kann, hinweisen. Ein vollkommener Geist würde beide Gesichtspunkte in sich vereinigen und jedem seine beziehentliche Wichtigkeit beilegen; ein solches Kunststück ist jedoch eine höchst seltene Erscheinung. Man kann in der That bezweifeln, ob mehr als ein Fall in der Geschichte vorgekommen, in welchem

*) Man vergleiche hierzu Schopenhauer's „Die Welt als Wille und Vorstellung." B. I. §. 6. Es ist wirklich Schade, daß Buckle diesen Philosophen nicht gekannt zu haben scheint. D. U.

es ohne einen einzigen Fehlgriff ausgeführt worden. Es ist wohl kaum nöthig zu sagen, daß ich Shakespeare meine. Kein andrer Geist hat das Entlegene mit dem Nahen, das Allgemeine mit dem Besondern, das Abgezogene mit dem Selbstständigen so vollständig in sich vereinigt. Kein andrer Geist hat die höchsten Betrachtungen der Philosophie mit den geringsten Einzelheiten des niedrigsten Lebens so eng verbunden. Shakespeare beherrschte die beiden äußersten Enden und umfaßte das ganze dazwischen liegende Gebiet. Er kannte sowohl den wie die Menschen*). Er dachte so tief wie Plato oder Kant. Er beobachtete so genau wie Dickens oder Thackeray.

Von wem sonst könnte dies ausgesagt werden? Andre Philosophen haben in ihrer Hast, den Gipfel zu erreichen, meistens die Oberfläche übersehen. Daher die Anomalie, daß viele von den tiefsten Denkern das nicht wußten, was schmachvoll für sie war, nicht zu wissen und unfähig waren, selbst ihre eigenen Angelegenheiten mit Erfolg zu verwalten. Was für Rathschläge solche Männer Anderen geben können, kann man sich leicht vorstellen. Es ist keine Uebertreibung wenn wir behaupten, daß, wenn man in irgend einem Zeitalter die Hälfte dessen, was die tüchtigsten Männer vorgeschlagen, angenommen hätte, dieses Zeitalter in die größte Verwirrung gestürzt worden wäre. Plato war der tiefste Denker des Alterthums, gleichwohl sind die in seinem „Staat“ und in seiner „Abhandlung über die Gesetze“ gemachten Vorschläge so ungereimt, daß man sie kaum ohne Lachen lesen kann. Aristoteles, der Plato an Tiefe wenig nachsteht und an Vielseitigkeit ihm weit überlegen

*) Hierüber vergleiche man jedoch die vortrefflichen Shakespearestudien von G. Rümelin. D. U.

ist, verlangte, aus rein theoretischen Gründen, daß niemand für gliehenes Geld Zinsen gebe oder empfange: eine Idee, welche, wäre sie zur Ausführung gekommen, die schädlichsten Folgen gehabt, die Anhäufung des Reichthums verhindert und dadurch die Civilisation der Welt auf unbestimmte Zeit hinaus verschoben haben würde. In neuerer, ebenso wie in der älteren Zeit sind philosophische Systeme aufgestellt worden, welche Annahmen in sich schließen und Folgen zu erzwingen suchen, die mit den praktischen Interessen der Gesellschaft unvereinbar sind. Die Deutschen sind die gründlichsten Philosophen in Europa, und gerade in Deutschland tritt dieses Streben am deutlichsten hervor. Comte, der vielseitigste Denker, den Frankreich seit Descartes hervorgebracht hat, hat in seinem letzten Werke ein so gänzlich und einleuchtend unausführbares Staatssystem befürwortet und zu organisiren gewünscht, daß, wenn es in's Englische übersetzt würde, die schlichten Bewohner unserer Insel die Augen erstaunt öffnen und höchst wahrscheinlich zu verstehen geben würden, man möchte den Verfasser um seiner selbst willen sofort in's Irrenhaus schaffen. Nicht etwa, als ob wir auf solche Dinge zu stolz zu sein brauchten. Würde ein Verzeichniß der praktischen Vorschläge, welche unsere größten Denker gemacht haben, aufgesetzt, so wäre es unmöglich, sich eine dem Rufe der ganzen denkenden Klasse mehr Schaden zufügende Urkunde vorzustellen. Die Denker sind in ihren Theorieen dem Zeitalter stets voraus und bleiben in ihrer Praxis hinter demselben zurück. Es hat daher nichts Befremdendes, daß Friedrich der Große, der sie vielleicht genauer kannte und ihnen persönlich näher stand, als irgend ein andrer gleich mächtiger Fürst, und der sie überdies verehrte, ihnen den Hof machte und als

Schriftsteller in einem gewissen geringen Grade zu ihnen gehörte, seine Meinung über ihre praktische Unfähigkeit in den stärksten Ausdrücken, die er finden konnte, ausgesprochen hat. „Wenn ich", soll er gesagt haben, „eine meiner Provinzen zu Grunde richten möchte, so würde ich ihre Verwaltung den Philosophen übertragen."

Diese Vernachlässigung der Oberfläche der Dinge zeigt sich übrigens auch in der eigenthümlichen Zerstreutheit, die man an vielen Philosophen bemerkt hat. Newton vergaß so leicht, was augenblicklich vorging, daß er häufig die nothwendigsten Verrichtungen aus den Augen ließ oder vergaß; nicht gewiß wußte, ob er zu Mittag gespeist hatte oder nicht, halb nackt aus dem Hause ging und in diesem Zustande sich auf den Straßen sehen ließ, indem er sich für vollständig bekleidet hielt. Vielen gefällt diese sogenannte Einfalt des Genies. Ich kann nichts darin erblicken, als ein unglückseliges und unheilvolles Princip in der Anlage des menschlichen Geistes, welches fast alle Menschen daran verhindert, sich mit dem Entlegenen und dem Nahen gleich erfolgreich zu beschäftigen. Diejenigen, welche sich nur wenig mit jedem derselben befassen, mögen kraft ihres geringen Ehrzeizes einigen Erfolg in beiden haben. Dies ist der Lohn ihrer Mittelmäßigkeit, und sie können ganz zufrieden damit sein. Indem sie die geringe Energie, die sie besitzen, theilen, vereinigen sie ein wenig Speculation mit ein wenig praktischer Thätigkeit: ein wenig Wissenschaft mit ein wenig Kunst. Bei den hervorragendsten und kräftigsten Charakteren aber finden wir, daß mit äußerst seltenen Ausnahmen die Auszeichnung auf der einen Seite die auf der andern ausschließt. Hier die Vervollkommnung der Theorie; dort die Vervollkommnung der Praxis, und

zwischen beiden ein Abgrund, den nur sehr wenige zu überbrücken vermögen. Ein anderes und noch merkwürdigeres Beispiel von dieser unglücklichen Eigenthümlichkeit unseres Wesens liefert die Lebensgeschichte Baco's, welcher, obschon er sich rühmte, die Philosophie praktisch gemacht und sie genöthigt zu haben, unter den Menschen zu wohnen, dennoch selbst so unpraktisch war, daß er mit den nacheinanderfolgenden Ereignissen nicht umzugehen vermochte. Gleichwohl hatte er Alles für sich. Mit einem Genie ersten Ranges verband er Beredsamkeit, Witz und Fleiß. Er war von gutem Hause, hatte einflußreiche Freunde, ein geschmeidiges Benehmen, eine willfährige und etwas kriechende Gesinnung. Er hatte das Leben in vielen Gestalten gesehen, sich unter verschiedenen Klassen bewegt, war reich an Erfahrung, und dennoch war er nicht im Stande, diese Schätze praktisch zu verwerthen. Sieht man von seiner Eigenschaft als Philosophen ab und betrachtet ihn lediglich als einen handelnden Mann, so war seine Aufführung nichts als eine Reihe von groben Fehlern. Alles, wonach er am meisten strebte, mißlang ihm am meisten. Eins seiner Hauptziele war es z. B., sich beim Volke beliebt zu machen; in der Verfolgung desselben geschah es, daß er, bei zwei denkwürdigen Gelegenheiten, den Hof, von welchem er Beförderung suchte, schwer beleidigte. So ungeschickt waren indessen seine Berechnungen, daß er im Proceß gegen Essex, dem bei weitem mißliebigsten Act in der Regierung der Elisabeth, nicht nur eine hervorragende und entehrende, sondern auch höchst unkluge Rolle spielte. Denn Essex, ein hochherziger und edelmüthiger Mann, war bei allen Klassen beliebt, und nichts war gewisser, als daß die Heftigkeit, mit welcher Baco gegen

ihn auftrat, auf sein eigenes Haupt zurückfallen werde. Auch wußte man allgemein, daß Essex der vertraute Freund Baco's war, sich auf jede Weise für ihn bemüht und ihm sogar ein werthvolles Landgut geschenkt hatte. Daß ein Mann seinen Wohlthäter gerichtlich verfolgte, ihn bei seinem Verhör mit Schimpfreden überhäufte und, nachdem er ihn zu Tode gehetzt, eine sein Andenken entehrende Schmähschrift veröffentlichte, war ebensowohl eine Thorheit wie eine Schmach und dient als einer der vielen Belege, daß Baco's Urtheil in praktischen Dingen irrig war. Undankbarkeit, durch Grausamkeit verschlimmert, muß, wenn sie allgemein bekannt wird, stets für einen Fehler sowohl wie für ein Verbrechen gehalten werden, weil sie die tiefsten Gefühle unsrer gemeinsamen menschlichen Natur verletzt. Wie lasterhaft auch ein Mann sein mag, so wird er sich doch niemals einer solchen Handlung schuldig machen, es sei denn, daß er ebenso thöricht wie lasterhaft wäre. Der Philosoph aber konnte jene unmittelbaren Folgen nicht voraussehen, die ein schlichter Mann leicht erkannt haben würde. In Wahrheit waren Baco's Handlungen ebenso voller Thorheit, wie seine Betrachtungen voller Weisheit waren. Es lag ihm viel daran, ein Vermögen zusammenzubringen, und zu diesem Behufe that er, was viele vor ihm und seitdem gethan: er benutzte seine Stellung als Richter, um Bestechungen von den Parteien in seinem Gerichtshofe anzunehmen. Allein auch hierbei wiederum verfuhr er so ungeschickt, daß er den ungeheuren Irrthum beging, Bestechungen von Männern anzunehmen, gegen welche er nachher entschied. Er brachte sich daher mit Bedacht in die Gewalt derjenigen, denen er mit Bedacht schadete, und dies kam daher, daß er nicht blos gierig,

sondern einsichtslos gierig nach Reichthum war. Der Fehler saß ebenso sehr im Kopfe wie im Herzen. Außerdem, daß er ein bestechlicher Richter war, war er gleichfalls ein schlechter Rechenmeister. Die Folge davon war, daß er entdeckt und so zu Grunde gerichtet wurde. Als sein Ruhm den Gipfel erreicht hatte, als Genüsse jeder Art ihn dicht umgaben, wurde der Freudenkelch seinen Lippen entrissen, weil er zu gierig daraus getrunken hatte. Es wäre albern zu sagen, er sei gefallen, weil er grundsatzlos war; denn viele sind ihr ganzes Leben hindurch grundsatzlos und fallen doch nie. Woher es kommt, daß schlechte Menschen zuweilen gedeihen, und wie solche scheinbare Ungerechtigkeit wieder ausgeglichen wird, das ist eine geheimnißvolle Frage, die wir hier nicht erörtern können, allein die Thatsache ist unzweifelhaft. Im praktischen Leben verfehlen die Menschen ihre Zwecke, theils weil sie Unkluges erstreben, hauptsächlich aber, weil sie nicht die Kunst erlangt haben, ihre Mittel dem Zwecke anzupassen. Dies war der Fall bei Baco. In gewöhnlichen Dingen besiegte ihn jeder, mit dem er in Berührung kam. Seine Untergebenen betrogen ihn ungestraft, und trotz der großen Summen, die er erhielt, war er doch beständig in Schulden, so daß er, selbst während seine Unterschleife vor sich gingen, wenig Nutzen aus denselben zog. Obgleich er als Richter das Eigenthum Anderer stahl, so verstand er es doch nicht, so zu stehlen, um nicht ertappt zu werden; und ebenso wenig verstand er es, das, was er gestohlen hatte, festzuhalten. Der gewaltige Denker war in der Praxis ein arger Tändler. Wie sehr er stets das Naheliegende und Dringende vernachlässigte, davon liefert die letzte Scene seines Lebens ein merkwürdiges Beispiel. In einigen seiner Verallgemeinerungen,

die Fäulniß betreffend, fiel es ihm ein, daß man sie durch Schnee verhindern könne. Er gelangte zu Schlüssen, wie es einem vorsichtigen und hellsehenden Philosophen geziemt; er erprobte sie aber mit der Unbesonnenheit und Uebereilung eines Kindes. Mit einem Mangel an gewöhnlichem Menschenverstand, der unglaublich sein würde, wenn er nicht gut verbürgt wäre, stürzte er eines sehr kalten Tages aus seinem Wagen und stand, jede Vorsichtsmaßregel vernachlässigend, vor Kälte schüttelnd in der freien Luft, wähwährend er ein Huhn mit Schnee füllte und dabei ein für die Menschheit unschätzbares Leben auf's Spiel stellte, um etwas zu thun, was jeder seiner Diener ebenso gut hätte verrichten können. Es bedurfte nicht des Geistes eines Baco, um die Folge vorherzusehen. Ehe er mit dem, was er vorhatte, fertig war, fühlte er plötzlich ein inneres Frösteln und wurde so krank, daß er nicht im Stande war, nach Hause zurückzukehren. Bei seinem schon geschwächten Körper nahmen seine Kräfte immer mehr ab, und eine Woche nach seinem ersten Anfalle hauchte er den Geist aus.

Solche Ereignisse sind zwar sehr beklagenswerth, aber auch sehr lehrreich. Einige, ich weiß es wohl, betrachten sie als ein Märtyrerthum für die Wissenschaften: mir scheinen sie nichts, als die Strafe der Thorheit zu sein. Jedenfalls ist es gewiß, daß sie im Leben großer Denker leider nur zu oft vorkommen. Es ist nur allzuwahr, daß viele Männer von der höchsten Begabung, dadurch daß sie es vernachlässigt haben, die nächsten Ursachen zu erwägen, ihre Laufbahn verkürzt, ihre Nützlichkeit vermindert und, indem sie ein vorzeitiges Alter über sich gebracht, die Menschheit ihrer Dienste gerade zu einer Zeit beraubt

haben, wo ihre Erfahrung am meisten vorgerückt und ihr Geist am meisten gereift war. Andere wiederum, mit denen es nicht so weit gekommen, sind durch eigene Unklugheit in Verlegenheiten jeder Art verwickelt worden; sie kümmern sich nicht um den Morgen, vergeuden ihre Hülfsquellen, verschwenden ihr Vermögen und laden Schulden auf sich, die sie außer Stande sind zu zahlen. Dies ist weniger eine Folge des Lasters, als der Gedankenlosigkeit. Das Laster ist oft schlau und behutsam, die Gedankenlosigkeit aber ist stets verschwenderisch und leichtsinnig. Und diese Richtung tritt so deutlich hervor, daß der Ausdruck „ein mit Schwierigkeiten kämpfendes Genie" sprichwörtlich geworden ist. Unglücklicherweise hat das Genie in einer großen Mehrheit von Fällen seine eigenen Schwierigkeiten hervorgerufen. Die Folge davon ist, daß nicht allein bloße Weltmänner, sondern auch Männer von gesundem, nützlichem Verstand das Genie meistens für eine seltsame und regellose Eigenschaft, die zwar schön anzusehen, zu besitzen aber gefährlich ist, für ein funkelndes Feuer, welches verzehrt, während es erleuchtet, halten. Sie betrachten es mit Neugierde, vielleicht sogar mit Interesse; allein sie schütteln das Haupt, sie bedauern, daß Männer, die so geschickt sind, so wenig Verstand haben; und indem sie sich mit ihrem eignen überlegnen Scharfsinn brüsten, erinnern sie sich einander wohlgefällig daran, daß großer Geist gewöhnlich mit Wahnsinn verwandt sei. Wer kann sich darüber wundern, daß dem so sei? Man sehe nur, was auf diesen Inseln allein in dem kurzen Zeitraume von drei Geschlechtern vorgefallen ist. Man sehe auf das Leben von Fielding, Goldsmith, Smollet, Savage, Shenstone, Budgell, Charnock, Churchill, Chatterton, Derrick,

Parnell, Somerville, Whitehead, Coombe, Day, Gilbert Stuart, Ockley, Oldys, Boyse, Hasted, Smart, Thomson, Grose, Dawes, Barker, Harwood, Porson, Thirlby, Baron, Barry, Coleridge, Fearne, Walter Scott, Byron, Burns, Moore und Campbell. Hier haben wir Männer von allerlei Fähigkeiten, die sich durch allerlei Unklugheiten ausgezeichnet haben. Was bedeutet dies alles? Warum muß jeder Dummkopf jetzt auf die, welche das Salz der Erde hätten sein können, und die wir mit Stolz als unsere Führer hätten gelten lassen, als Beweise davon hindeuten, wie unfähig das Genie sei, mit den Wirklichkeiten des Lebens fertig zu werden? Wie kommt es, daß jedes schwächliche Bürschchen gegen diese und ihre Genossen sein Schwerd ziehen, und jeder Tropf seinen kleinlichen Groll auslassen kann? Daß die Kleinen die Großen verhöhnen, ist natürlich, daß sie aber Grund dazu haben, ist schmachvoll. Und doch muß dies stets der Fall sein, so lange wir fortfahren, den jetzt üblichen Maßstab an die Handlungen der großen Geister anzulegen. So lange Ausdrücke, wie „die Schwächen des Genies", einen wesentlichen Theil unsrer Sprache bilden; so lange wir fortwährend daran erinnert werden, daß das Genie von Natur einfältig, arglos und unbewandert in den Gebräuchen der Welt sei; so lange die Gelehrten mit mitleidiger Verwunderung als seltsame Geschöpfe, von denen ein gewisser Grad von Unklugheit erwartet werden muß und in denen man eine solche dulden kann, betrachtet werden; so lange Verschwendung bei ihnen Freigebigkeit und Sparsamkeit Geiz genannt wird, so lange diese Dinge geschehen, so lange werden die entsprechenden Uebel währen und so lange werden die größten Geister viel von ihrem rechtmäßigen Einfluß einbüßen. In

gleicher Weise, so lange man glaubt, daß Schriftsteller im Ganzen leichtsinnig und unvorsichtig sein müssen, so lange wird man auch glauben, es müsse Jahrgelder und Geldsammlungen für sie geben; die Regierung und die Gesellschaft solle freigebig gegen sie sein, und es müssen Anstalten für sie errichtet werden, um für Bedürfnisse zu sorgen, die sie zwar selbst hätten vorsehen müssen, nur daß man nicht erwarten kann, daß sie dieselben bei ihrer schwierigen Beschäftigung mit Bücherschreiben beachten konnten. Ihr Geist sei ja so schwach und kränklich, so ungeeignet für die rauhe Hand des Lebens, daß man sie vor den Folgen ihrer eigenen Handlungen schützen müsse. Die Schwäche ihres Verstandes mache solche Vorsichtsmaßregeln nothwendig. Es müsse Hospitäler für den Geist, ebenso wie für den Körper geben; man müsse Zufluchtsstätten gründen, wo diese armen, furchtsamen Geschöpfe Aufnahme finden und den Leiden, welche ihre vertrauensvolle Unschuld sie verhindert, vorherzusehen, entrinnen könnten. Dies sind die erbärmlichen Täuschungen, die immer noch vorherrschen; dies die elenden Verblendungen, durch welche die Kraft und Herrlichkeit des Gelehrtenstandes beeinträchtigt wird. In England, ich freue mich es zu sagen, hegt man männlichere und herzhaftere Gesinnungen in dieser Hinsicht, als in irgend einer andern Gegend Europa's; doch selbst in England würdigen die Schriftsteller ihren Beruf nicht hinlänglich und verstehen es nicht ganz, daß die Grundlage aller wirklichen Größe ein Geist stolzer und erhabener Unabhängigkeit ist. In anderen Ländern ist der Stand der Meinung höchst erniedrigend. Dort gilt ein Jahrgeld zu bekommen als ein Zeichen der Ehre, und um Geld zu

betteln, als ein Beweis von Muth*). Hervorragende Männer werden in Miethlinge verwandelt, empfangen Almosengelder und erheben ein Geschrei, wenn sie ihnen nicht gewährt werden. Sie ergreifen jeden Vortheil und nehmen sogar Titel und Orden vom ersten besten thörichten Fürsten, der bereit ist, sie zu verleihen, an. Sie nehmen die öffentliche Kasse fortwährend in Anspruch und wundern sich dann, daß das Publicum sie so wenig achtet. In Frankreich besonders haben wir es im vergangenen Jahre erlebt, daß einer der geistreichsten Schriftsteller des Zeitalters, dessen Werke ihm ungeheure Summen eingebracht, und der, bei gewöhnlicher Klugheit, ein großes Vermögen hätte anhäufen können, als Bettler auftrat und vor ganz Europa eingestand, daß er das vergeudet habe, was er erworben, und nicht nur Freunde, sondern sogar Unbekannte bat, sein Deficit gut zu machen. Und dies that er ohne zu erröthen, ohne das Schimpfliche des Verfahrens zu fühlen, ja vielmehr mit dem Anscheine, sich dessen zu rühmen. In einem Kaufmann oder Gewerbtreibenden würde ein solches Geständniß des Leichtsinns für schmachvoll gehalten worden sein; warum aber sollen Männer von Genie einen niedrigeren Sittencodex haben, als Kaufleute oder Gewerbtreibende? Woher kommt diese Verwirrung der ersten Grundsätze der Gerechtigkeit? Durch welche Gedankenreihe oder vielmehr durch welchen sophistischen Vorgang sollen wir folgern, daß, wenn industrielle Männer unvorsichtig sind, sie zu Grunde gehen, Gelehrte aber belohnt werden müssen? Wie lange noch soll diese gehässige Unterscheidung geduldet werden? Wie lange noch soll solcher Scandal dauern? Wie lange noch werden diejenigen,

*) Letztere Behauptung ist doch wohl ungerechtfertigt. D. U.

welche sich für die Lehrer der Menschheit ausgeben, sich wie Kinder benehmen und sich's gefallen lassen, als die einzige Klasse behandelt zu werden, der Vorsicht und Sparsamkeit und alle jene nüchternen und praktischen Tugenden abgehen, welche den Menschen zum guten und nützlichen Bürger machen? Beinahe jeder, der die Schriftstellerei als seinen Beruf pflegt, kann einen anständigen Unterhalt damit verdienen, und wenn er das nicht kann, so hat er sich in seinem Berufe geirrt und sollte einen andern suchen. Man verstehe also wohl, daß solche Männer ohne Verlust an Würde das genießen können, was sie sich durch ihre Arbeit erwerben, durch Enthaltsamkeit erübrigen oder durch gesetzliche Erbschaft erlangen. Wenn sie aber mehr beanspruchen oder mehr annehmen, so werden sie zu Almosenempfängern, und der einzige Unterschied zwischen ihnen und dem die Straßen durchziehenden Bettler liegt in der Größe der Summe, die sie erwarten. Steine auf der Straße klopfen ist weit ehrenvoller, als solche Almosen zu empfangen. Hinweg also mit Euren Jahrgeldern, Euren Geldsammlungen, Euren literarischen Anstalten und literarischen Fonds, mit welchen Ihr die Bettelei zu einem Systeme organisirt und unter dem Vorwande, die Freigebigkeit des Publikums zu vermehren, nur seiner Unklugheit Vorschub leistet.

Allein, ehe dieser hohe Standpunkt erreicht werden kann, bleibt noch viel zu thun übrig. Im gegenwärtigen frühen und unfertigen Zustand der Gesellschaft sind die Schriftsteller, trotz einiger wenigen Ausnahmen, zur Unvorsichtigkeit noch immer mehr geneigt, als die Mitglieder jedes andern Standes; und da es ihnen überdies mehr an praktischen Kenntnissen gebricht, so geschieht es nur zu oft,

daß man sie als geistreiche Schwärmer ansieht, die wohl dazu geeignet sind, die Welt zu unterhalten, nicht aber, ihr als Führer zu dienen. Die Ursachen hiervon habe ich etwas ausführlich untersucht, theils weil ihre Folgen äußerst wichtig sind und theils, weil man ihrer Wirkung bisher nur wenig Aufmerksamkeit geschenkt hat. Wenn ich nicht fürchtete, langweilig zu werden, so könnte ich die Untersuchung noch weiter fortführen und nachweisen, daß diese nämlichen Ursachen selbst wieder ein Theil vom alten Bevormundungsgeiste seien und demnach mit einigen religiösen und politischen Vorurtheilen, welche den Fortschritt der Gesellschaft hemmen, innig zusammenhängen, und daß in den Ländern, wo solche Vorurtheile am mächtigsten sind, das Unheil am gefährlichsten und der Zustand der Literatur am ungesundesten sei. Dazu wäre es indessen nothwendig, eher eine lange Abhandlung, als einen kurzen Essay zu schreiben; ich werde mich aber damit begnügen, wenn ich den Boden, soweit ich gegangen bin, gelichtet habe und es mir gelungen ist, das Verhältniß zwischen diesen Uebeln und der allgemeinen Frage nach der philosophischen Methode zu bezeichnen. Der Unterschied zwischen der speculativen und der praktischen Geistesrichtung, und ihre verschiedene Weise, die Dinge zu betrachten, werden ohne Zweifel durch das Vorherrschen falscher Ansichten von Gönnerschaft und Belohnung begünstigt, welche, wenn sie auf irgend eine Klasse einwirken, unvermeidlich dahin führen, diese Klasse unhaushälterisch und daher unpraktisch zu machen. Dies ist ein Gesetz des menschlichen Geistes, welches die Volkswirthschaftslehrer am besten auf ihrem eigenen Gebiete beleuchtet haben, dessen Wirkung aber allgemein ist. So bedenklich indessen das Uebel ist, so begegnet man ihm

doch nur in einem sehr unvollkommenen Zustande der Gesellschaft, und nach einer gewissen Zeit wird es wahrscheinlich verschwinden. Allein, die wesentliche und, soweit ich es verstehen kann, die bleibende Ursache der Verschiedenheit ist ein Unterschied der Methode. In der Schöpfung unsrer Wissenschaft scheint es von der ersten Nothwendigkeit zu sein, daß die speculativen Geister das Entfernte, die praktischen hingegen das Naheliegende erforschen. Ich kann nicht absehen, wie es möglich sei, diesen Gegensatz los zu werden. Es mag vielleicht ein Mittel, das wir noch nicht zu erkennen vermögen, geben, die beiden Extreme zu vereinigen und die entgegengesetzten Methoden in Eine zu verschmelzen, welche, als die höhere, beide in sich schließen würde. Gegenwärtig jedoch ist keine Aussicht auf die Erreichung dieses Ziels vorhanden. Wir müssen daher zufrieden sein, wenn, von Zeit zu Zeit und zwar nach langen Zwischenräumen, ein Mann auftritt, dessen Geist so glücklich organisirt ist, daß er mit gleichem Erfolg die Oberfläche und den Gipfel erforscht, und der durch sein alleiniges Beispiel zu beweisen vermag, daß aus der höchsten Region des Gedankens geschöpfte Ansichten auf die gewöhnlichen Verrichtungen des täglichen Lebens anwendbar seien.

Der einzige lebende Engländer, der dies vollbracht hat, ist Mr. Mill. Er ist erstens unser einziger großer speculativer Philosoph, der seit vielen Jahren im öffentlichen Leben beschäftigt gewesen. Seit Ricardo hat kein ursprünglicher Denker einen thätigen Antheil an politischen Angelegenheiten genommen. Nicht, als ob diese deßhalb schlechter verwaltet worden wären, oder daß wir in Vergleich mit anderen Nationen Ursache hätten, mit unserem

Loose unzufrieden zu sein. Im Gegentheil ist kein Land besser regiert worden, als das unsrige, und im gegenwärtigen Augenblick würde es unmöglich sein, bei irgend einem europäischen Volke tüchtigere, eifrigere und biederere Staatsmänner zu finden, als sie England besitzt. In solchen äußerst seltenen Fällen, wie die von Brougham und Macaulay, sind mit diesen Eigenschaften auch noch die glänzendsten und fesselndsten Talente und die weit höhere Ehre verbunden, deren sie sich mit Recht erfreuen, daß sie stets die eifrigen und unerschütterlichen Vertheidiger der Volksfreiheit gewesen sind. Man kann jedoch nicht behaupten, daß selbst diese hervorragenden Männer unsre Ideen bereichert hätten; noch weniger kann ein solcher Anspruch zu Gunsten derjenigen, welche ihnen in der politischen Welt nachstehen, erhoben werden. Sie haben wohl Ideen im Volke verbreitet und sie zur Ausführung gebracht, nie aber sie geschaffen. Sie haben in der Anwendung der Ideen anderer große Gewandtheit und großen Muth gezeigt; die neuen Gedanken aber, die höheren und weiteren Verallgemeinerungen sind nicht ihr Werk gewesen. Sie verstehen es, alte Mißbräuche anzugreifen, nicht aber neue Grundsätze zu entdecken. Von dieser Unfähigkeit, mit den höchsten Aufgaben umzugehen, haben wir in den letzten zwei Jahren ein merkwürdiges Beispiel gehabt, nachdem eine große Zahl der thätigsten und ausgezeichnetsten unsrer Staatsmänner nebst mehreren, die thätig sind, ohne ausgezeichnet zu sein, einen Verein zur Beförderung der Gesellschaftswissenschaft gegründet hatten. In den von dem Verein veröffentlichten Blättern wird man viele merkwürdige Thatsachen und nützliche Winke finden, aber keine Gesellschaftswissenschaft, ja nicht einmal eine Vorstellung von

dem, was diese Wissenschaft eigentlich sei. Nicht ein einziger Redner oder Schriftsteller hat eine wissenschaftliche Untersuchung der menschlichen Gesellschaft versucht oder auch dargethan, daß, seiner Meinung nach, so etwas versucht werden sollte. Da wo die Wissenschaft beginnt, hört der Verein auf. Alle Wissenschaft besteht entweder aus Natur- oder geistigen Gesetzen, und da die Handlungen der Menschen von beiden bestimmt werden, so kann man die Gesellschaftswissenschaft nur dadurch begründen, daß man jede Klasse von Gesetzen getrennt untersucht und dann, nachdem man ihre einzelnen Resultate erwogen hat, das Ganze zu einem einzigen Forschungsgegenstande zusammenstellt, indem man jene Resultate erprobt. Auf diesem Wege allein können sehr verwickelte Erscheinungen entwirrt werden; der Verein aber hatte keine Ahnung davon. In der That, er kehrte die richtige Ordnung um und ging vom Concreten zum Abstracten, anstatt vom Abstracten zum Concreten über. Die Ursache dieses Irrthums ist leicht zu erklären. Da die leitenden Mitglieder des Vereins meistentheils Staatsmänner sind, so folgten sie den Gewohnheiten ihres Standes, d. h. sie achteten auf die sie unmittelbar umgebenden Ereignisse, und indem sie dieselben gleichzeitig überblickten, beobachteten sie die thatsächlichen Wirkungen, um die Ursachen zu entdecken und dann den Uebeln abzuhelfen. Dies war ihr Plan, und er ist Männern natürlich, deren Beschäftigungen sie dazu führen, die Oberfläche der Dinge zu betrachten. Für jeden aber, der gewohnt ist, bis zu einer gewissen Höhe über die Oberfläche sich zu erheben, und der von der wissenschaftlichen Methode vollständig durchdrungen ist, ist es einleuchtend, daß dieser Weg, gesellschaftliche Erscheinungen zu untersuchen, nutzlos

sein muß. Selbst auf dem beschränkten Felde der politischen Thätigkeit sind seine Ergebnisse im besten Falle bloße erfahrungsmäßige Uebereinstimmungen; auf dem unermeßlichen Gebiete der Gesellschaftswissenschaft aber ist er gänzlich werthlos. Wenn Männer zu einer Gesellschaft sich vereinigen, in welcher ihre Leidenschaften und Interessen sich an jedem Punkte berühren, so ist es klar, das nichts geschehen kann, ohne von einer Mannigfaltigkeit von Ursachen hervorgebracht worden zu sein. Von diesen Ursachen werden sich einige im Widerstreit befinden, und da ihre Wirkung demnach aufgehoben wird, so verschwinden sie oft im Product oder lassen jedenfalls zu matte Spuren zurück, um erkannt zu werden. Wenn also einer Ursache entgegengewirkt wird, wie kann man ihr Vorhandensein dadurch ermitteln, daß man ihre Wirkung erwägt? Wenn nur eine Ursache eine Wirkung hervorbringt, so kann man die Ursache aus der Wirkung folgern; wenn aber mehrere Ursachen sich vereinigen, um eine Wirkung hervorzubringen, so ist eine solche Folgerung unmöglich. Die beharrlichste Erwägung der Wirkung und die genaueste Bekanntschaft mit ihr wird im letzteren Falle nie zur Erkenntniß der Ursache führen, und der einzige Plan ist, deductiv von der Ursache zur Wirkung, anstatt inductiv von der Wirkung zur Ursache zu schreiten. Angenommen z. B., eine Kugel werde von zwei Personen zu gleicher Zeit von verschiedenen Seiten gestoßen, so würde die Folge sein, daß die Kugel, nachdem sie gestoßen worden, von einer Stelle zur andern rollen würde; allein diese Wirkung könnte man Jahrtausende lang studiren, ohne daß man im Stande sein würde, die Ursachen der Richtung, welche die Kugel nahm, zu ermitteln, und selbst, wenn man jemandem sagte, daß zwei Personen

dazu beigetragen haben, das Ergebniß hervorzubringen, so könnte er doch nicht entdecken, wie viel jede derselben beigetragen. Hätte der Beobachter aber, anstatt daß er die Wirkung erwog, um die Ursachen zu ermitteln, die Ursachen selbst erwogen, so würde er, ohne weiter zu gehen, im Stande gewesen sein, den genauen Ruhepunkt der Kugel vorherzubestimmen. In andern Worten, durch die Kenntniß der Ursachen könnte er die Wirkung ersehen; durch Kenntniß der Wirkung aber könnte er die Ursachen nicht ermitteln.

Angenommen ferner, ich höre ein musikalisches Instrument spielen. Hier hängt die Wirkung von einer großen Mannigfaltigkeit von Ursachen ab, unter andern von der Fähigkeit der Luft, den Schall fortzupflanzen, von der des Ohrs, die Schwingungen in sich aufzunehmen, und von der des Gehirns, sie zu fühlen. Dies nennt man gemeiniglich Bedingungen; es sind aber lauter Ursachen, insofern eine Ursache nur als eine unveränderliche und unbedingte Voraussetzung erklärt werden kann. Es sind dies ebensowohl Ursachen, wie die Hand des Musikers, und es entsteht die Frage, ob ich diese Ursachen dadurch allein, daß ich die Wirkung, welche die Musik auf mich hervorbringt, erwogen habe, hätte entdecken können? Und die Antwort ist, ganz gewiß nicht. Ganz gewiß würde es erforderlich sein, jede Ursache für sich zu erwägen; dann könnte man durch eine Zusammenstellung der Gesetze ihrer Thätigkeit die ganze Wirkung vorherbestimmen. In der Gesellschaftswissenschaft tritt die Mehrheit der Ursachen weit schärfer hervor, als in den Fällen, die ich erwähnt habe, und ist daher die Methode, von den Wirkungen zu den Ursachen zu schreiten, in dieser Wissenschaft weit widersinniger, und zwar

um so widersinniger, als die durch die Mehrheit der Ursachen hervorgebrachten Schwierigkeiten durch eine andere, den Widerstreit der Ursachen nämlich, erhöht werden. Mit so ungeheuren Verwickelungen so umzugehen, wie die Staatsmänner gewöhnlich mit ihnen verfahren, ist lediglich Zeitverschwendung. Jede Wissenschaft hat eine Hypothese, die ihr zum Grunde liegt, und die man als gewiß voraussetzen muß. Die, auf welcher die Gesellschaftswissenschaft beruht, ist, daß die Handlungen der Menschen ein gemischtes Ergebniß der Gesetze des Geistes und der des Stoffes sind, und da dieses Ergebniß sehr verwickelt ist, so werden wir es nicht eher verstehen, als bis man die Gesetze selbst vermittelst einer vorangehenden und getrennten Untersuchung durchforscht haben wird. Selbst wenn wir Versuche anstellen könnten, würde es nicht anders sein; denn, wenn wir mit einer Wirkung Versuche anstellen, so können wir sie künstlich ausscheiden und dem Eindringen von Ursachen, die wir nicht zu untersuchen wünschen, vorbeugen; in der Gesellschaftswissenschaft aber kann es kein Experiment geben. Denn erstens kann es hier keine vorangehende Ausscheidung geben, da jede Einmischung eine Schaar neuer Erscheinungen in den Bau der Gesellschaft einführt, welche den Versuch ungültig machen, noch ehe er beendigt ist. Zweitens ist das, was man Versuch nennt, wie z. B. die Annahme eines neuen Grundsatzes in der Gesetzgebung, kein Versuch im wissenschaftlichen Sinne des Wortes; weil die Ergebnisse desselben weit mehr vom allgemeinen Zustande der umgebenden Gesellschaft, als von dem Grundsatze selbst abhängen. Und dieser Zustand wird seinerseits wiederum von einer langen Reihe von vorhergehenden Bedingungen bestimmt, die aneinandergekettet sind und in ihrer Gesammt-

heit einen geordneten und freiwilligen Gang gehen, den Staatsmänner nicht zu beherrschen vermögen und den sie gänzlich unberücksichtigt lassen.

Dieser Mangel an speculativer Fähigkeit unter den Staatsmännern ist die natürliche Folge der Gewohnheiten ihrer Klasse, und da man den nämlichen Mangel fast immer bei praktischen Männern überhaupt antrifft, so glaubte ich, das eben angeführte Beispiel dürfe von Interesse sein, insofern es die Lehre von einem wesentlichen Widerstreit der Methoden bestätigt, welcher, wenn er auch, wie alle theoretischen Unterscheidungen, an verschiedenen Punkten geschwächt sein mag, dennoch unzweifelhaft besteht und mir eine bessere Grundlage zu einer Klassification der Gesellschaft zu sein scheint, als irgend eine, die man bis jetzt in Vorschlag gebracht hat. Vielleicht könnte man sich dadurch auch am besten vor den unbesonnenen und zuversichtlichen Behauptungen der Staatsmänner in Dingen, über die sie nicht in der Lage sind, sich ein Urtheil zu bilden, weil ihre Schlüsse durch die Anwendung einer unlogischen Methode ungültig gemacht werden, schützen. Es ist daher eine offenkundige Thatsache, daß selbst die scharfsichtigsten Staatsmänner in ihren Voraussagungen der Ergebnisse großer und allgemeiner Neuerungen öfter Unrecht, als Recht hatten und da Uebel vorausgesehen haben, wo nur Gutes entstanden ist. Gegen diese Art Irrthum gewährt auch die längste und ausgedehnteste Erfahrung keinen Schutz. So lange Staatsmänner sich auf Detailfragen und Ansichten über unmittelbare Zweckmäßigkeit beschränken, sollte man auf ihr Urtheil mit Achtung hören; über dieses hinaus aber darf man es selten beachten. Es geschieht häufig und in der That gewöhnlich, daß Staats-

männer und Gesetzgeber, die ihr ganzes Leben den öffentlichen Angelegenheiten widmen, nichts von ihrem eignen Zeitalter wissen, als was auf der Oberfläche liegt, und daher außer Stande sind, auch nur annähernd entlegene und allgemeine Folgen zu berechnen. Zahlreiche Belege von ihrer Unfähigkeit in diesem Punkte werden sich jedem darbieten, der Gelegenheit hat, viele Staatsurkunden oder parlamentarische Debatten aus verschiedenen Zeitaltern, oder, was noch entscheidender ist, die Privatcorrespondenz hervorragender Staatsmänner zu lesen. Aus allen solchen Urkunden erhellt es nur zu deutlich, daß die, von denen man glaubt, sie lenken den Lauf der Angelegenheiten, die Richtung, welche diese nehmen, durchaus nicht verstehen. Was vor ihnen liegt, das sehen sie; was über ihnen ist, das übersehen sie. Während dies indessen der Mangel der praktischen Staatsmänner ist, muß man einräumen, daß die Staatslehrer ihrerseits ebenso fehlen, indem sie geneigt sind, die Wirkung oberflächlicher und greifbarer Resultate aus den Augen zu lassen. Der Unterschied zwischen den beiden Klassen ist dem ähnlich, welcher zwischen einem Gärtner und einem Botaniker besteht. Beide gehen mit Pflanzen um; allein jeder von ihnen betrachtet die Pflanze von einem entgegengesetzten Gesichtspunkte. Der Gärtner achtet auf ihre Schönheit und ihren Geschmack. Dies sind Eigenschaften, die auf der Oberfläche liegen; diesen aber schenkt der wissenschaftliche Botaniker keine Aufmerksamkeit. Er studirt die Physiologie, erforscht das Gesetz, dringt in den innern Bau, und indem er die Pflanze zerstört, opfert er das Einzelne, damit er die Gattung verstehen lerne. Der Gärtner ist gleich dem Staatsmanne daran gewöhnt, das Oberflächliche und Naheliegende zu betrachten; der Botaniker, gleich dem Philosophen

untersucht das Verborgene und Entlegene. Welche Beschäftigung die werthvollere sei, darum handelt es sich jetzt nicht, gewiß aber ist es, daß eine erfolgreiche Vereinigung beider sehr selten ist. Die Geistes- und Gedankenrichtung und alle Ideenverbindungen sind sich stracks einander entgegengesetzt. Sie zu vereinigen, erfordert eine Kraft des Entschlusses und Größe des Geistes, wie sie nur selten erreicht wird. In der Regel mißlingt es denen, welche die Gegensätze zu versöhnen suchen, auf beiden Seiten, und so werden sie zugleich seichte Philosophen und unsichere Praktiker.

Es muß daher für eine merkwürdige Thatsache angesehen werden, daß ein Mann, der unstreitig der tiefste unserer lebenden Denker ist, viele Jahre hindurch nicht nur ein verantwortliches Amt in einem sehr schwierigen Regierungszweig bekleidet, sondern auch, nach dem Zeugniß derjenigen, welche es am besten beurtheilen können, die Pflichten des Amtes mit hervorragendem und unveränderlichem Erfolg erfüllt hat. Dies ist bei Mr. Mill der Fall gewesen, und seine Meinungen haben deßhalb ein Anrecht auf besondere Achtung, weil sie die eines Mannes sind, der beide Seiten des Lebens beherrscht hat. Eine solche Doppelthätigkeit verdient besondere Aufmerksamkeit, und man wird es mir kaum verargen, wenn ich es versuche, zu zeigen, wie jene sich in den Schriften dieses großen Denkers entfaltet hat. Denen, welche eine Freude daran haben, der Entwickelung eines Geistes der seltensten Art zu folgen, wird es nicht unpassend erscheinen, wenn ich vor der Prüfung seines letzten Werkes die früheren Leistungen bespreche, welche ihn bisher unter uns bekannt gemacht und ihm einen großen und bleibenden Ruhm verschafft haben.

Diese Werke sind seine Principles of Political Economy (Grundsätze der Volkswirthschaftslehre) und sein System of Logic (System der Logik). Jede dieser vollendeten Schöpfungen ist durch eine der beiden größten Eigenschaften ihres Urhebers bemerkenswerth: die „Volkswirthschaftslehre" ist am werthvollsten wegen der praktischen Anwendung vorher festgestellter Wahrheiten, während die „Logik" eine Analyse des Processes der Schlußfolgerung enthält, welche eindringender und erschöpfender ist, als irgend eine, die seit Aristoteles erschienen*). Von der Volkswirthschaftslehre genügt es zu sagen, daß keiner der darin enthaltenen Grundsätze neu sei. Seit der Veröffentlichung

*) Ich nehme dabei selbst nicht Kant aus; weil dieser außerordentliche Denker, welcher in einigen Richtungen vielleicht tiefer eingedrungen ist, als irgend ein Philosoph vor oder nach ihm, in seinen Ansichten über die Logik aller künftigen Entdeckung im Voraus Schranken anwies und zu behaupten wagte, daß die Idee, auf inductivem Wege einen Maßstab für objective Wahrheit zu erlangen, nicht allein gegenwärtig unausführbar sei, sondern auch einen wesentlichen Widerspruch in sich enthalte, der stets unlösbar sein würde. Wer einem Gegenstande auf diese Weise eine bestimmte und voraussichtliche Schranke setzt, liefert den sichersten Beweis, daß er ihn nicht einmal so weit, wie die vorhandenen Hülfsquellen es gestatten, untersucht hat; denn er thut dar, daß er den Punkt nicht erreicht hat, wo die Gewißheit aufhört, und wo die dunkle allmälig schwächer werdende, aber stets unbestimmte Grenzlinie uns lehrt, daß sich etwas jenseits derselben befinde und wir kein Recht haben, über jene unbekannte Gegend etwas Bestimmtes auszusagen. Anderseits sehen die, welche stehen bleiben, ehe sie diese schattenhafte Linie erreicht haben, Alles klar, weil sie nicht bis zu der Stelle vorgeschritten sind, wo die Dunkelheit beginnt. Wenn ich es wagte, einen Mann, wie Kant, zu kritisiren, so würde ich nach einem sehr sorgfältigen Studium seiner Werke und mit der größten Bewunderung für sie sagen, die Tiefe seines Geistes habe dessen Fassungskraft bei weitem übertroffen.

des Wealth of Nations*) ist die Wissenschaft gänzlich umgestaltet worden, und es war nicht Mill's Absicht, ihre Grenzen zu erweitern, sondern vielmehr das, was von den zwei Geschlechtern von Denkern, die auf Adam Smith folgten, geleistet worden, praktisch zu verwerthen. Die glänzende Entdeckung der wahren Lehre von der Bodenrente, welche, obschon nicht von Ricardo gemacht, so doch von ihm auf eine feste Grundlage gestellt worden ist, hatte der Volkswirthschaftslehre eine gänzlich neue Gestalt gegeben; ebenso das große Gesetz, auf welches er zuerst hinwies, von der Vertheilung der kostbaren Metalle vermittelst des Geldumsatzes im genauen Verhältniß zum Verkehr, welcher selbst dann stattfinden würde, wenn es keine solchen Metalle gäbe und der ganze Handel durch Tausch betrieben würde. Das große Werk von Malthus über die Bevölkerung, und die Erörterungen, zu denen es führte, hatte das Wesen und die Grenzen der Verbindung, welche zwischen der Vermehrung der Arbeitskräfte und dem Lohnsatze besteht, festgestellt und damit viele von den Schwierigkeiten, welche Adam Smith den Pfad versperrten, hinweggeräumt. Während dies ein neues Licht auf die Ursachen der Vertheilung des Reichthums warf, hatte Rae jene andern Ursachen, welche dessen Anhäufung bestimmen, untersucht und nachgewiesen, auf welche Weise das Kapital sich mit verschiedener Schnelligkeit in verschiedenen Ländern und zu verschiedenen Zeiten vermehrt. Wenn wir überdies hinzufügen, daß Bentham die Vortheile und die Nothwendigkeit des Wuchers als einen Theil des socialen Systems dargethan, daß Babbage mit ausgezeichnetem Geschick die Grundsätze, welche

*) Bekanntlich der Titel des Werkes von Adam Smith. D. U.

die Oekonomie der Arbeit und die veränderlichen Grade ihrer Productivität erforscht, und daß Wakefield den zwar abstracten, aber sehr wichtigen Schritt gethan hatte, zu beweisen, daß die vermeinte letzte Arbeitstheilung der Wirklichkeit nach nichts als ein Theil des noch höheren Grundsatzes der Zusammenwirkung der Arbeit sei: wenn wir alles dies zusammenfassen, so werden wir einsehen, daß Mill Alles vorbereitet fand und die Verallgemeinerungen jener ihm unmittelbar vorangegangenen großen speculativen Denker nur zu verbinden und anzuwenden hatte.

Der Erfolg, mit welchem er diese Aufgabe gelöst hat, ist wunderbar. Seine Abhandlung über die Volkswirthschaftslehre ist ein Handbuch für Staatsmänner selbst noch mehr, als für den bloßen Denker, da, wenn sie auch keine Bereicherung der wissenschaftlichen Wahrheiten enthält, sie doch voll von praktischen Anwendungen ist. Die verborgensten Grundsätze werden in derselben beleuchtet und mit einer Kraft herausgestellt, welche viele überzeugt hat, deren Geist unfähig ist, langen Reihen abgezogener Raisonnements zu folgen, und welche Ricardo's Schlüsse deßhalb verwarfen, weil dieser ausgezeichnete Denker, obschon ihm die feinste Dialektik zu Gebote stand, doch der Fähigkeit ermangelte, seine Beweisgründe sachlich zu fassen und den gewöhnlichen Ereignissen des staatlichen Lebens anzubequemen. Diesen Mangel in Ricardo hat Mill ergänzt, denn er behandelt die Volkswirthschaftslehre eher als eine Kunst, denn als eine Wissenschaft*). Daher

*) Dabei verfährt er nothwendigerweise etwas empirisch; denn sobald der Volkswirthschaftslehrer praktische Winke bietet, werden störende Ursachen mit hereingelassen, welche die reine Wissenschaft, die weit mehr von den Schlußfolgerungen, als von der Beobachtung ab-

ist sein Buch voll von Vorschlägen über die wichtigsten Gegenstände, welche der Gesetzgebung eines freien Volkes vorliegen können. Die Nachlaß- und Erbschaftsgesetze, die der Erstgeburt, der Theilhaberschaft und der beschränkten Verbindlichkeit, der Zahlungsunfähigkeit und des Bankerotts, die beste Methode, Colonieen zu gründen, die Vortheile und Nachtheile der Einkommensteuer, die Zweckmäßigkeit, außerordentliche Ausgaben durch Besteuerung der Einnahme oder durch Vermehrung der Nationalschuld zu decken: dies sind unter andern die Gegenstände, die Mill anregt, und in Bezug auf welche er Vorschläge gemacht hat, von denen die Mehrzahl allmälig in die öffentliche Meinung übergeht. In allen jenen Fragen spüren viele seinen Einfluß, ohne zu wissen, woher dieser Einfluß kömmt. Auch kann niemand den Fortschritt der politischen Meinungen während der letzten zehn Jahre beobachtet haben, ohne zu bemerken, wie in der Bildung praktischer Urtheile Mill's Einfluß auf die Staatsmänner einwirkt, welche seine höheren Verallgemeinerungen gänzlich unbeachtet lassen und in den weitesten Gebieten des Denkens in der That sich gern damit begnügen würden, in ihrem geistlosen, alten Schlendrian weiter zu schlafen, würde ihr Schlummer nicht von Zeit zu Zeit und wider ihren Willen durch ein Geräusch von der Ferne her gestört und würden sie nicht gezwungen, Theil zu nehmen an dem Ergebniß jener mächtigen Bewegung, die jetzt auf allen Seiten um sich greift, am Bestand der Dinge rüttelt und die Grundlage unseres Glaubens untergräbt.

---

hängt, trüben. Kein mir vorgekommener Schriftsteller hat dies in gedrängterer Form mit so viel Klarheit an's Licht gestellt, wie Mr. Senior. Siehe die Einleitung zu seiner Political Economy, 4. Aufl. 1858. S. 2—5.

An solchen geistigen, den socialen Handlungen zum Grunde liegenden Bewegungen können die praktischen Klassen freilich keinen ursprünglichen Antheil nehmen, obschon sie, wie die ganze Geschichte entscheidend beweist, schließlich den Folgen derselben sich zu unterwerfen genöthigt sind. Es ist aber der eigenthümliche Vorzug gewisser Geister, ebensowohl auslegen wie schaffen zu können. Solchen Männern ist eine doppelte Pflicht auferlegt. Sie genießen das unschätzbare Vorrecht, unmittelbar mit den handelnden sowohl wie mit den denkenden Klassen zu verkehren, und sie vermögen es nicht blos, das Abstracte zu entdecken, sondern auch das Concrete zu handhaben. Die concrete und praktische Richtung des gegenwärtigen Zeitalters tritt in Mill's Werk über die Volkswirthschaftslehre deutlich zum Vorschein; während wir in seinem Werke über die Logik ebenso deutlich die abstracte und theoretische Richtung desselben Zeitalters wahrnehmen können. Jenes ist hauptsächlich werthvoll in Bezug auf die Functionen der Regierung; dieses in Bezug auf die Functionen des Verstandes. Das eine lehrt die Kunst zu handeln; das andere, die Wissenschaft des Urtheilens und Schließens. Die Umwälzung, die er in diesem großen Zweige des speculativen Wissens hervorgebracht hat, wird man am besten verstehen, wenn man das, was die Wissenschaft der Logik war, als er zu schreiben anfing, mit dem vergleicht, was sie war, nachdem er sein Werk veröffentlicht hatte.

Ehe Mill das Feld betrat, gab es nur zwei Systeme der Logik. Das eine war das von Aristoteles gegründete syllogistische, zu welchem die Neueren, außer der im gegenwärtigen Jahrhunderte gemachten Entdeckung von der

Quantificirung der Aussage*), nichts Wesentliches beigetragen haben. Das andere war das von Baco aufgestellte inductive System, und auch in diesem Falle war es unserem Zeitalter vorbehalten, zum ersten Mal etwas Wesentliches hinzuzufügen. Sir John Herschel nämlich hat das große Verdienst, das Vorhandensein vier verschiedener Methoden, deren Grenzlinien der Aufmerksamkeit früherer Philosophen entgangen waren, ermittelt zu haben**). Daß die meisten Schriftsteller den Ausdruck Logik auf die syllogistische oder, wie sie zuweilen genannt wird, formale Methode beschränken, ist ein schlagender Beleg dafür, wie voll die Sprache noch immer von den alten scholastischen Vorurtheilen ist; denn da die Wissenschaft der Logik die Lehre vom Urtheilen und Schließen und die Kunst der Logik das praktische Geschick ist, von gegebenen Thatsachen aus richtig zu folgern, so ist es klar, daß jedes System, welches die Gesetze der

) Von Sir William Hamilton und Mr. De Morgan um dieselbe Zeit und, wie ich glaube, unabhängig von einander gemacht. Bis dahin war der aristotelischen Lehre vom Syllogismus nichts Erhebliches hinzugefügt worden, es sei denn, daß man die vierte Schlußfigur für bedeutend halte. Diese war Aristoteles unbekannt; man kann jedoch bezweifeln, ob sie wesentlich sei, und wenn ich mich recht erinnere, so legte ihr Sir Wm. Hamilton keine große Wichtigkeit bei, während der Erzbischof Whately (Logic, 1857, S. 5) sie geradezu „unbedeutend" nennt. Vgl. Mansel's Aldrich, 1856, S. 76. Der hypothetische Schluß soll,' der gewöhnlichen Ansicht gemäß, nach-aristotelisch sein; doch obschon ich die Stelle jetzt nicht wiederfinden kann, so habe ich doch einen Beleg dafür gesehen, daß Aristoteles ihn gekannt, wenn er ihn auch nicht förmlich ausgesprochen hat).

**) Dies wurde von Mill, der diese Methoden mit großer Klarheit auseinandergesetzt und untersucht hat, anerkannt. Mill's Logic, 4. Aufl. 1856. I. S. 451.

*) Vgl. hierüber C. A. Brandis, Uebers. über das aristotel. Lehrgebäude, Berlin, 1860, S. 24, und Zeller's Philos. d. Griechen, 2 Th. 2 Abth. 2. Aufl. 1862, S. 164. D. U.

Lehre feststellt und die Regeln ihres Gebrauchs angiebt, ein System der Logik ist. Das inductive System der Logik mag besser oder schlechter sein, als das deductive; beides aber sind Systeme*). Und bis fast zur Mitte des gegenwärtigen Jahrhunderts waren die Menschen zwischen

*) Der Erzbischof Whately, der vielleicht die beste vorhandene Elementarabhandlung über die formale Logik geschrieben hat, huldigt der alten Meinung, daß das inductive „Untersuchungsverfahren", vermittelst dessen Vordersätze erlangt werden, „außerhalb des Gebietes der Logik" liege. Whately's Logic, 1857, S. 151. Mr. De Morgan, dessen äußerst tüchtiges Werk viel tiefer in den Gegenstand eingeht, als Whately's, begnügt sich indessen damit, die Induction nicht von der Logik überhaupt, sondern nur von der formalen Logik auszuschließen. „Was man jetzt Induction nennt, wobei man die Entdeckung von Gesetzen aus Beispielen und die höherer Gesetze aus niederern meint, liegt außerhalb des Gebietes der formalen Logik." De Morgan's Logic, 1847, S. 215. Da der Obersatz eines Syllogismus häufig ein Naturgesetz ist, so scheint dieser Ausspruch De Morgan's unverwerflich. Das, um was es sich handelt, schließt mehr in sich, als einen bloßen Wortstreit, und ich füge daher die Ansicht einer anderen hervorragenden Autorität hinzu, ohne sie jedoch zu unterschreiben. „Um ein beliebiges Werk dazu zu berechtigen, als eine Logik dieser oder jener Schule angesehen zu werden, ist es wenigstens nothwendig, daß es, in Gemeinschaft mit der aristotelischen Logik, dem syllogistischen Verfahren treu bleibe, was für Aenderungen oder Vermehrungen es auch von der besonderen Schule seines Verfassers erfahren haben mag." Mansel's Einleitung zu Aldrich's Artis Logicae Rudimenta, 1856, S. XLII. Siehe auch Anhang S. 194 und 195, und Mansel's Prolegomena Logica, 1851, S. 89 und 169. Anderseits beansprucht Baco, der den Syllogismus für weniger als nutzlos hält, in klaren Worten den Titel „logisch" für sein inductives System. „Illud vero monendum, nos in hoc nostro organo tractare logicam, non philosophiam." Novum Organum, lib. II. Aphor. LII. in Baco's Werken, B. IV. S. 382. Hiermit sollte man Sir W. Hamilton's Bemerkungen über die inductive Logik, in seinen Discussions, 1852, S. 158 vergleichen. Was in diesem Streite am meisten auffällt, ist, daß keiner der großen Vertheidiger des ausschließlichen Rechts des syllogistischen Systems auf die Bezeichnung „logisch",

der aristotelischen Logik, welche vom Allgemeinen auf's Besondere, und der baconischen, welche vom Besondern auf's Allgemeine schließt, getheilt*).

Während die Wissenschaft der Logik in diesem Zustande sich befand, erschien im Jahre 1843 Mill's System der Logik, deren Grundidee ist, daß das logische Verfahren nicht vom Allgemeinen zum Besondern, noch vom Besondern zum Allgemeinen, sondern vom Besondern zum Besondern sei. Nach dieser, den Anschluß der Denker sich allmälig sichernden Ansicht, ist der Syllogismus ein Akt, vorerst der Eintragung und dann der Auslegung, anstatt einer des Urtheilens und Schließens zu sein. Da der Obersatz eines Syllogismus die Verzeichnung früherer Induction ist, so ist es Sache des Syllogismus, diese Verzeichnung auszulegen und an's Licht zu bringen. Im Syllogismus bewahren wir unsre Erfahrung auf und vergegenwärtigen sie uns auch; die Schlußfolgerung aber ist zu Ende, sobald der Obersatz ausgesprochen ist; denn nach diesem Ausspruch wird keine neue Wahrheit mehr vorge-

mit der Naturwissenschaft gut bekannt zu sein scheint. Sie können daher das wirkliche Wesen der Induction im neuern Sinne des Ausdrucks nicht verstehen und unterschätzen natürlich eine Methode, mit deren Errungenschaften sie nicht sympathisiren.

*) Wie weit Aristoteles eine Induction der Einzelnheiten als den ersten Schritt zu unsrer Erkenntniß und daher als die Grundlage jedes Obersatzes anerkannte oder nicht, ist oft bestritten worden; ich habe jedoch nicht gehört, daß irgend einer der Streitenden das einzige Mittel, wodurch eine solche Frage ihre Erledigung finden kann, nämlich, eine Zusammenstellung der entscheidendsten Stellen aus Aristoteles, die dann dem Urtheil des Lesers überlassen werden können, ergriffen hätte. Da mir dies das unparteiischste Verfahren zu sein scheint, so habe ich zu diesem Behufe Aristoteles' logische Werke durchgenommen, und diejenigen, welche sich für diese Dinge interessiren, werden die Auszüge am Ende dieses Essay finden.

tragen. Hat man daher den Obersatz ausgesprochen, so ist die Beweisführung vorüber; weil der allgemeine Satz nichts, als ein Verzeichniß oder gleichsam ein Notizenbuch von Folgerungen ist, welche Alles, worum es sich handelt, in sich schließen. Während indessen der Syllogismus kein Urtheilen und Schließen ist, so ist er doch eine Bürgschaft dafür, daß das frühere Urtheil gut war, und zwar ist er das auf dreierlei Weise. Erstens wird der Einbildungskraft dadurch, daß man zwischen die Zusammenfassung der ersten und die Erwähnung der letzten Einzelnheiten einen allgemeinen Satz stellt, ein größerer Gegenstand dargeboten, als möglich sein würde, wenn wir nur die Einzelnheiten im Sinne hätten. Zweitens dient der Syllogismus als ein künstliches Gedächtniß und setzt uns in Stand, eine Masse Einzelnheiten in Ordnung zu erhalten, da er zugleich eine Formel ist, in welche wir sie bringen, und eine Erfindung, vermittelst welcher wir uns ihrer wieder erinnern. Endlich ist der Syllogismus ein Schutz gegen Nachlässigkeit; da, wenn wir von einer Anzahl beobachteter Fälle auf einen nicht beobachteten Fall schließen, wir, anstatt sofort auf diesen Fall überzuspringen, einen allgemeinen Satz aussprechen, der ihn enthält, und der wahr sein muß, wenn unser Schluß wahr ist: haben wir hingegen irrig geschlossen, so tritt der Fehler dadurch desto besser an's Licht und fällt leichter auf.

Diese merkwürdige Zergliederung des Wesens und der Function des Syllogismus ist, soweit unsre gegenwärtige Erkenntniß reicht, erschöpfend; ob er noch eine fernere Auflösung zuläßt, können wir nicht bestimmen. Jedenfalls ist es ein höchst wichtiger Beitrag zur Wissenschaft der Logik und faßt noch viele andere speculative, indirect damit

zusammenhängende Fragen in sich, auf die ich jedoch hier nicht eingehen werde. Auch brauche ich mich nicht damit aufzuhalten, nachzuweisen, wie diese Zergliederung eine Grundlage gewährt, um den wahren Unterschied zwischen Induction und Deduction festzustellen, ein Unterschied, den, außer Mill, nur äußerst wenige englische Schriftsteller gründlich verstanden haben; da man bei uns gewöhnlich annimmt, die Geometrie wäre das eigentliche Vorbild der Deduction, wohingegen sie nur eins der Vorbilder ist, und obschon ein vortreffliches Muster der deductiven Untersuchung des Nebeneinanderbestehenden, doch kein Licht auf die deductive Untersuchung des Aufeinanderfolgenden wirft. Indem ich jedoch diese Dinge als zu weitläufig, um hier erörtert zu werden, übergehe, möchte ich auf einen wesentlichen Grundsatz, auf dem Mill's Philosophie beruht, und aus welchem man ersehen wird, daß er ebenso sehr den Vertheidigern der baconischen, wie denen der aristotelischen Methode entgegen ist, aufmerksam machen. In dieser Hinsicht ist er vielleicht unbewußt vom Zeitgeiste beeinflußt worden; denn man könnte leicht zeigen, und man wird es in der That schwerlich bestreiten, daß während der letzten fünfzig Jahre die Meinung um sich gegriffen hat, daß das baconische System überschätzt worden und seine Lieblingsidee, von Wirkungen zu Ursachen, anstatt von Ursachen zu Wirkungen zu schreiten, uns nicht so weit führen werde, wie die wahrhaft großen, wenn auch etwas empirischen Denker des achtzehnten Jahrhunderts vermutheten.

Ein Punkt, in welchem die in England aufgenommene inductive Philosophie sehr ungenau ist, und den Mill mit Recht angegriffen hat, ist, daß sie, Baco's Machtspruch folgend, darauf besteht, daß man bei allen Verallge-

meinerungen von jeder einzelnen Verallgemeinerung zu der unmittelbar darüber und daneben gelegenen aufsteige, und sie jeden Versuch, sich zu einer höheren Stufe aufzuschwingen, ohne der dazwischen liegenden sich bemächtigt zu haben, als voreilig und unphilosophisch bezeichnet*). Dies ist eine ungebührliche Beschränkung jener eigenthümlichen Eigenschaft des Genies, welche wir aus Mangel an einer bessern Bezeichnung Intuition nennen; und daß Baco's Philosophie in dieser Hinsicht zu eng war und die Menschen zu sehr gleichstellte**), indem sie sie alle nöthigte, dieselbe Methode anzuwenden, wird jetzt häufig, wenn auch nicht allgemein, zugestanden und ist von mehreren Philosophen eingesehen worden***). Die von Mill auf diesen Grund hin

---

*) „Ascendendo continenter et gradatim, ut ultimo loco perveniatur ad maxime generalia; quae via vera est, sed intentata." Novum Organum, lib. I. aphor. XIX. in Baco's Works, B. IV. S. 268. London, 1778, 4. Und in lib. I. aphor. CIV. S. 294: „Sed de scientiis tum demum bene sperandum est, quando per scalam veram et per gradus continuos et non intermissos, aut hiulcos, a particularibus ascendetur ad axiomata minora, et deinde ad media, alia aliis superiora, et postremo demum ad generalissima."

**) „Nostra vero inveniendi scientias ea est ratio, ut non multum ingeniorum acumini et robori relinquatur; sed quae ingenia et intellectus fere exaequet." Novum Organum, lib. I. aphor. LXI; Baco's Works, B. IV. S. 275. Und in lib. I. aphor. CXXII. (Works, B. IV. S. 301): „Nostra enim via inveniendi scientias exaequat fere ingenia, et non multum excellentiae eorum relinquit; cum omnia per certissimas regulas et demonstrationes transigat."

***) Und wird in Whewell's Philosophy of the Inductive Sciences, 1847, B. II. S. 240 erwähnt; obschon dieser berühmte Philosoph, fern davon, es auf Baco's Lehre vom allmäligen und ununterbrochenen Aufsteigen zu beziehen, diese für das besondere Verdienst Baco's hält und die, welche entgegengesetzter Meinung sind, eines getrübten Blickes zeiht. S. 126 und 232. Glücklicherweise sind nicht alle trüben Blickes, von denen man es sagt.

allerdings mit großem Geschick erhobenen Einwendungen sind, was er einzugestehen der erste sein würde, nicht seine eigenen; und dasselbe kann man in einem geringeren Grade von einem andern Einwand sagen, daß nämlich Baco der Vielheit der Ursachen*) kein hinreichendes Gewicht beilegte und nicht einsah, daß die große Verwickelung, die sie hervorbringen, seine Methode oft vereiteln und eine andere nothwendig machen würde. Während Andere indessen Herrn Mill in diesen Theilen seines Werkes zuvorgekommen sind, hat er doch einen feineren und, meinem Dafürhalten nach, gefährlicheren Einwand gegen die baconische Philosophie erhoben. Da nun dieser Einwand, außerdem daß er ganz neu ist, weit abseits vom Pfade der gewöhnlichen Speculation liegt, so hat er bis jetzt kaum die Beachtung selbst philosophischer Logiker auf sich gezogen, und es wird den Leser wahrscheinlich interessiren, eine einfache und der Kunstsprache entkleidete Auseinandersetzung desselben zu hören.

Die Logik also, als Wissenschaft betrachtet, hat es einzig mit der Induction zu thun und die Sache der Induction ist es, Ursachen zu finden, oder, um es genauer auszudrücken, eine Kenntniß der Verursachungsgesetze zu erlangen**). So weit stimmt Mill mit Baco überein, doch

---

*) Mill's Logic, 4te Aufl., B. II. S. 321. Ich bin nahezu überzeugt davon, daß diese Bemerkung bereits früher gemacht worden ist.

**) „Die Hauptfrage der Wissenschaft der Logik ist die Induction, welche indessen von Fachmännern fast gänzlich übergangen wird.“ Mill's Logic. B. I. S. 309. „Der Hauptzweck der inductiven Logik ist es, anzudeuten, wie die Verursachungsgesetze zu ermitteln seien.“ B. I. S. 407. „Der geistige Vorgang, von welchem die Logik handelt, die Thätigkeit nämlich, Wahrheiten vermittelst des Sinnenzeugnisses zu ermitteln, ist stets, selbst wenn der Anschein auf eine andere Theorie davon hinweist, ein inductiver Vorgang.“ B. II. S. 177.

entzieht er der Wirkung dieser Regel eine große Anzahl Erscheinungen, welche die baconische Philosophie unter sie brachte. Er behauptet, und ich glaube er beweist, daß, obschon Uebereinstimmungen der Aufeinanderfolge auf inductive Weise untersucht werden können, es doch unmöglich sei, Uebereinstimmungen des Nebeneinanderbestehenden auf diese Weise zu untersuchen, und die baconische Methode daher auf diese letztere unanwendbar sei. Wenn wir z. B. sagen, alle Neger haben schwarzes Haar, so behaupten wir eine Uebereinstimmung des Nebeneinanderbestehenden zwischen dem Haar und irgend einer andern dem Neger wesentlichen Eigenschaft oder Eigenschaften. Wenn wir aber sagten, sie hätten wolliges Haar weil ihre Haut schwarz sei, so würden wir eine Uebereinstimmung, nicht des Nebeneinanderbestehenden, sondern des Aufeinanderfolgenden behaupten. Uebereinstimmungen der Aufeinanderfolge lassen sich häufig unter die Induction bringen: Uebereinstimmungen des Nebeneinanderbestehenden aber nie, und diese liegen daher außerhalb der Gerichtsbarkeit der baconischen Philosophie. Sie können allerdings der einfachen Aufzählung der Alten gemäß behandelt werden; dies war indessen eine so unreife Induction, daß sie kaum der Benennung würdig ist*).

*) Der Charakter der aristotelischen Induction ist von Mr. Maurice in seinem vortrefflichen Bericht über die griechische Philosophie so richtig geschildert worden, daß ich dem Vergnügen nicht zu widerstehen vermag, die Stelle hier anzuführen. „Was die Induction sei und wie gänzlich verschieden sie von dem Vorgange ist, welcher denselben Namen in Baco's Schriften trägt, wird der Leser bemerken, je mehr er sich in die verschiedenen Schriften des Aristoteles vertieft. Er wird erstens finden, daß die in die Sinne fallende Erscheinung als ein sicherer Ausgangspunkt vorausgesetzt wird. Daß Erscheinungen keine Principien seien, das glaubte Aristoteles ebenso fest, wie wir. Erscheinungen aber anzuzweifeln, zu glauben,

Hingegen ist die mächtige, von einer Trennung der Natur und Ausscheidung der Störungen abhängige Induction der Neueren in Bezug auf das Nebeneinanderbestehende ganz und gar ohnmächtig. Höchstens können sich empirische Gesetze aus ihr ergeben, die wohl zur Leitung in der Praxis nützlich, doch von keinem wissenschaftlichen Werthe sind. Daß dies bisher der Fall gewesen, davon liefert die Geschichte unsrer Erkenntniß einen entscheidenden Beweis. Daß es stets der Fall sein werde, ist nach Mill's Meinung ebenso gewiß; weil, während die Erforschung der Uebereinstimmungen der Aufeinanderfolge einerseits jene absorbirende und alles beherrschende Hypothese von der Beständigkeit der Causalität, auf welche jedes menschliche Wesen sich mehr oder weniger verläßt, und von welcher die Philosophen keine Ausnahmen gestatten wollen, zur Grundlage hat, wir doch andrerseits finden, daß die Erforschung der Uebereinstimmungen des Nebeneinanderbestehenden keine solche Stütze habe, und dieses ganze Forschungsgebiet daher locker und unbestimmt ist. So kommt es, daß, wenn ich einen Neger Schmerz erdulden sehe, das Causalitätsgesetz mich zu glauben zwingt, es sei vorher etwas geschehen, wovon der Schmerz die nothwendige Folge war. Ich bin aber nicht

sie bedürfen der Sichtung und Prüfung, damit wir erfahren, welche Thatsache sie bedeuten, das ist kein Theil seines Systems." Maurice's Ancient Philosophy, 1850, S. 173. Nichts kann besser sein, als der Ausdruck, Aristoteles zweifelte die Erscheinungen nicht an. Die Neueren zweifeln sie an und stellen sie daher, sei es durch strenge Versuche oder durch Durchschnittsannahmen, auf die Probe. Das letztere Hülfsmittel wurde erst im achtzehnten Jahrhundert wirksam angewandt. Jetzt verspricht es von großer Tragweite zu werden, obschon die Benennungen in einigen Forschungszweigen genauer werden müssen, ehe der volle Werth der Methode wird erkannt werden können.

zu glauben genöthigt, daß der Neger irgend eine Eigenschaft besitze, deren nothwendige Begleiter sein wolliges Haar oder seine dunkle Haut seien. Ich halte mich an die Nothwendigkeit einer gleichmäßigen Folge; verwerfe aber die eines gleichmäßigen Nebeneinanderbestehens. Dies ist der Unterschied zwischen Folgen und begleitenden Umständen. Daß der Schmerz eine Ursache habe, dessen bin ich gewiß. So viel ich aber weiß, können die Schwärze und das Wollige letzte Eigenschaften sein, die sich auf keine Ursache beziehen lassen*), oder, wenn sie keine letzten Eigenschaften sind, so kann doch jede von ihrer eignen Ursache abhängen, ohne nothwendigerweise mit der andern verbunden zu sein. Die Beziehung kann daher mit Rücksicht auf die Thatsache allgemein und doch mit Rücksicht auf die Wissenschaft zufällig sein.

Dieser Unterschied ist, hat man ihn nur einmal ausgesprochen, sehr einfach; seine Folgen aber in Bezug auf die Wissenschaft der Logik waren allen früheren Denkern entgangen. Wird man ihn erst vollkommen gewürdigt haben, so wird er den müßigen Traum von der allgemeinen Anwendung der baconischen Philosophie zu Nichte machen. Unterdessen wird er erklären, wie es kam, daß selbst bei Baco's Lebzeiten und in seinen eigenen Händen seine Methode häufig und auffallend fehlschlug. Augenscheinlich glaubte er, daß, wie jede Erscheinung

*) Das heißt, nicht logisch vom Verstande zu beziehen. Ich sage nichts von Ursachen, welche das transcendentale Gebiet berühren; allein abgesehen von diesem scheint Mill's Behauptung, daß „Nebeneinanderbestehendes zwischen den letzten Eigenschaften der Dinge nicht auf der Causalität beruhen könne, es sei denn, daß man bis zum Ursprung aller Dinge aufsteige", unangreifbar. Mill's Logic, B. II. S. 106.

etwas hat, was aus ihr folgen muß, sie auch etwas habe, was sie begleitet, und was er ihre Form nannte*). Wenn er die Form verallgemeinern, d. h. wenn er das Gesetz des Nebeneinanderbestehenden erlangen könnte, so vermuthete er mit Recht, er würde eine wissenschaftliche Kenntniß der Erscheinung gewinnen. In dieser Absicht strengte er seine fruchtbare Erfindungsgabe auf's Aeußerste an und ersann eine Menge feiner und geistreicher Kunstgriffe, vermittelst welcher verschiedene Beispiele erfolgreich verglichen und die wesentlichen Bedingungen von den unwesentlichen unterschieden werden konnten. Er verglich verneinende mit bejahenden Fällen und lehrte die Kunst, die Natur durch Ausscheidungen und Ausschließungen zu sichten. Doch in Bezug auf das Studium des Nebeneinanderbestehenden war alle seine Vorsicht, all sein Wissen und Denken vergebens. Seine Waffen konnten trotz ihrer Schärfe keinen Eindruck auf den zähen und widerhaarigen Gegenstand machen. Die Gesetze des Nebeneinanderbestehenden bleiben ein tiefes Geheimniß, und alle unsere sie betreffenden Schlüsse sind rein empirisch. Jede jetzt vorhandene inductive Wissenschaft ist in ihrem strengwissenschaftlichen Theile einzig und allein eine Verallgemeinerung von Folgen. Der Grund davon, obschon von mehreren seiner

*) „Etenim forma naturae alicujus talis est, ut, ea posita, natura data infallibiliter sequatur. Itaque adest perpetuo, quando natura illa adest, atque eam universaliter affirmat, atque inest omni. Eadem forma talis est, ut ea amota, natura data infallibiliter fugiat. Itaque abest perpetuo, quando natura illa abest, eamque perpetuo abnegat, atque inest soli.“ — Novum Organum, lib. II. aphor. IV.; Works, B. IV. S. 307. Vgl. auch in Bezug auf diese Formen seine Abhandlung über The Advancement of Learning, Buch II; Works, B. I. S. 57, 58, 61, 62.

Vorgänger unbestimmt angedeutet, wurde zuerst von Mill deutlich ausgesprochen und mit der allgemeinen Erkenntnißlehre in Zusammenhang gebracht. Er hat das unermeßliche Verdienst, den Gegenstand mit einem Male bei der Wurzel angefaßt und gezeigt zu haben, daß es in der Wissenschaft der Logik einen wesentlichen Unterschied gebe, welcher uns verbietet, Nebeneinanderbestehendes so zu behandeln, wie wir etwa Folgen behandeln; daß eine Vernachlässigung dieses Unterschieds den Werth der baconischen Philosophie beeinträchtigt und seine Nachfolger gelähmt hat, und daß wir schließlich dem Ursprung dieses Unterschieds rück- und aufwärts nachspüren können, bis wir jene letzten Causalitätsgesetze erreichen, welche das Gebäude unserer Erkenntniß stützen und über welche hinaus der menschliche Geist im gegenwärtigen Zustande seiner Entwicklung unfähig ist zu dringen.

Während nun Mill durch sein Aufgraben der Grundlage ebenso wohl wie durch sein Aufsteigen zum Gipfel die baconischen Philosophie von der Untersuchung des Nebeneinanderbestehenden ausgeschlossen, hat er ebenfalls ihre Unfähigkeit bewiesen, jene großen gesellschaftlichen Fragen zu lösen, welche jetzt, zum ersten Mal in der Weltgeschichte, die vorgeschrittensten Denker sich anschicken, bedachsam, mit wissenschaftlicher Absicht und mit einigermaßen hinlänglichen Hülfsmitteln zu bearbeiten. Da dies indessen zu jenem Gebiete gehört, dem auch ich mich mit den mir zu Gebote stehenden Kräften gewidmet habe, so bin ich abgeneigt, hier zu erörtern, was ich anderswo für geeigneter halten werde zu betrachten, und ich werde zufrieden sein, wenn ich dem Leser auch nur einen schwachen Begriff von dem beigebracht habe, was von Einem voll-

bracht worden, den ich für den tiefsten Denker halte, welchen England seit dem 17. Jahrhundert hervorgebracht hat, und dessen Dienste, obschon von unzähligen Personen, von jedem in seinem besondern Berufe, anerkannt, dennoch in ihrer Gesammtheit nur wenig verstanden werden, weil wir, theils in Folge der fortwährend wachsenden Masse unserer Kenntnisse und theils wegen einer übertriebenen Verehrung des Grundsatzes von der Arbeitstheilung zu sehr geneigt sind, unsere Forschungen zu vereinzeln und den Kreis unserer geistigen Sympathieen zu verengen. Die Vorstellung, daß ein Mann am meisten Erfolg haben werde, wenn er bei einem Geschäfte bleibt, ist im praktischen Leben ebenso wahr, wie sie im speculativen falsch ist. Niemand kann sich einer Wissenschaft ganz bemächtigen, wenn er, indem er sich auf sie beschränkt, die Leuchte der Analogie ausschließt und sich der besonderen Hülfe beraubt, welche man von einem weiten Ueberblick des Nebeneinander sowie der gegenseitigen Abhängigkeit der Dinge und des Verhältnisses, in welchem sie zu einander stehen, erlangt. Man kann dann wohl die Einzelnheiten eines Gegenstandes bearbeiten und durch Bereicherung der dazu gehörigen Thatsachen sich nützlich machen; nie aber wird man im Stande sein, dessen Philosophie zu erweitern. Denn die Philosophie jedes Faches beruht auf seinem Zusammenhang mit andern Fächern und muß daher an ihren Berührungspunkten gesucht werden. Man muß sie an den Stellen suchen, wo sie sich berühren und in einander übergehen; sie liegt nämlich nicht im Mittelpunkt jeder Wissenschaft, sondern an deren Grenzen und Rande. Dies ist indessen eine Wahrheit, gegen welche die Menschen sich gern verschließen, weil sie von Natur der umfassenden Arbeit abgeneigt und

zu bereit sind, zu glauben, ihre eigene besondere und begrenzte Wissenschaft sei so wichtig, daß sie nicht gerechtfertigt sein würden, abschweifende Pfade einzuschlagen. Daher sehen wir Naturphilosophen, die nichts von der Nationalökonomie, Nationalökonomen, die nichts von der Naturwissenschaft, und Logiker, die keine von beiden verstehen. Daher auch giebt es wenige, welche fähig wären, das ungeheure von Mill durchschrittene Gebiet zu ermessen, oder die Tiefe, bis zu welcher hinab er auf diesem Gebiete seinen Schacht gegraben, zu ergründen.

Von einem Manne, wie diesem, ist ohnlängst ein Werk über einen Gegenstand erschienen, der weit wichtiger ist, als irgend ein selbst von ihm bisher untersuchter, ja in der That, der wichtigste, mit welchem der menschliche Geist sich beschäftigen kann. Denn die Freiheit ist dasjenige, was zur richtigen Entwickelung der Einzelnen und zur wirklichen Größe der Völker am wesentlichsten ist. Sie ist ein Erzeugniß der Wissenschaft, wenn diese auf gesunde und regelmäßige Weise fortschreitet; wenn ihr aber unter gewissen unglücklichen Umständen das, was Wissenschaft zu sein scheint, entgegen ist, dann, in Gottes Namen, möge die Wissenschaft zu Grunde gehen und die Freiheit erhalten werden. Die Freiheit ist nicht etwa ein Mittel zu einem Zwecke, sondern sie ist Selbstzweck. Sie zu sichern, zu erweitern und zu verbreiten sollte das Hauptziel aller socialen Einrichtungen und aller politischen Anstalten sein. Niemand, außer Pedanten oder Tyrannen, wird die Wissenschaft oder die Literatur mit ihr vergleichen wollen. Innerhalb gewisser und zwar sehr unbedeutender Schranken ist sie jedes Menschen unveräußerliches Vorrecht, dessen ihn keine Macht der Verhältnisse und kein

Verlauf der Zeit berauben kann. Er hat kein Recht, sie für seine Person, noch weniger aber für seine Kinder zu verschachern. Sie ist die Grundlage aller Selbstachtung, und ohne sie würde die große Lehre von der sittlichen Verantwortlichkeit zur Lüge und zum Betrug herabsinken. Sie ist ein heiliges Pfand, und die Liebe zu ihr ein heiliger, unseren Herzen eingegrabener Naturtrieb. Und könnte es bewiesen werden, daß in der fortschreitenden Wissenschaft eine Richtung läge, sie zu beeinträchtigen; daß im Fortschritte dessen, was wir Civilisation nennen, die Freiheitsliebe nothwendigerweise abnähme, und die Ausübung der Freiheit weniger häufig würde; wenn man dies darthun könnte, so würde ich für meinen Theil wünschen, das Menschengeschlecht möchte auf seiner Laufbahn einhalten und Schritt für Schritt zurückgehen, so daß selbst die Siegeszeichen und das Andenken unserer Ruhmesthaten verschwänden, eher als daß die Menschen über deren Glanz das Gefühl ihrer eigenen persönlichen Würde vergäßen.

Allein, es ist nicht möglich. Sicherlich ist es nicht möglich, daß wir, die wir in allem andern fortschreiten, im Wesentlichsten Rückschritte machen sollten. Gleichwohl befürchten Denker von großer Tiefe und großem Ansehen, das sei der Fall. Diese Furcht kann ich nicht theilen; das Vorhandensein derselben aber und die Erörterungen, zu denen sie geführt hat und noch führen wird, sind äußerst heilsam, insofern sie unsere Aufmerksamkeit auf ein Uebel lenken, welches wir sonst im Eifer unseres Forschritts übersehen könnten. Wir schreiten mit beispielloser Schnelligkeit vorwärts, und es ist gut, daß wir, die der Wohlstand stolz und übermüthig gemacht, zu fragen veranlaßt werden, welchen Preis wir für unsern Erfolg gezahlt haben. Zählen

wir die Kosten ebenso wohl wie den Gewinn. Ehe wir unser Vermögen bekannt machen, sollten wir unsere Bücher abschließen. Es sollte sich daher jeder über das Erscheinen eines Werkes freuen, in welchem die große Freiheitsfrage zum ersten Mal in ihrem ganzen Umfange entwickelt, nach jeder Seite hin und von jedem Gesichtspunkte aus in Erwägung gezogen und auf unsere gegenwärtige Lage mit einer Festigkeit des Geistes und Klarheit der Absicht, welche die am meisten bewundern, die am meisten gewohnt sind, über diesen schwierigen und verwickelten Gegenstand nachzudenken, angewandt wird.

Im gegenwärtigen Zustand der Welt hält Mill mit Recht dafür, daß der am mindesten wichtige Theil der Freiheitsfrage der sei, welcher das Verhältniß zwischen Unterthanen und Herrscher betrifft. Was dies anlangt, so ist, wie ich glaube, trotz dem augenblicklichen Uebergewichte des Despotismus auf dem Festlande, nichts zu fürchten. In Frankreich und Deutschland ist zwar der Körper der Menschen geknechtet, nicht aber ihr Geist. Beinahe der ganze Intellekt Europa's ist in Waffen gegen die Tyrannei, und das Endergebniß eines solchen Kampfes kann kaum bezweifelt werden. Die ungeheuren Armeen, die auf den Beinen erhalten werden und auf welche Einige als auf einen Beleg hinweisen, daß die Kriegslust im Wachsen statt im Abnehmen sei, sind blos ein Zeugniß dafür, daß die herrschenden Klassen der Zukunft mißtrauen und sie in Verdacht haben, und daß sie es wissen, daß ihre wirkliche Gefahr nicht im Auslande, sondern im Innern zu finden sei. Sie fürchten die Staatsumwälzung weit mehr, als den Angriff des Feindes. Der Stand der auswärtigen Angelegenheiten ist ihr Vorwand bei der Rüstung, der

Stand der öffentlichen Meinung aber die Ursache. Und herzlich freuen sie sich, einen anständigen Vorwand dafür zu finden, daß sie sich gegen die Strafe, die viele von ihnen reichlich verdienen, schützen. Ich kann es jedoch nicht begreifen, wie irgend Jemand, der den Fortschritt des europäischen Geistes sorgfältig beobachtet und ihn Hindernisse, zehnmal größer, als diese, hat besiegen sehen, wirklich besorgen kann, daß die Freiheiten Europa's schließlich vor denen, welche jetzt ihren Bestand bedrohen, zum Falle kommen werden. Als der Geist der Freiheit weit weniger mächtig und allgemein war, wurde der Versuch gemacht, sie zu zerstören, und er wurde vergebens gemacht. Es ist kaum anzunehmen, daß das monarchische Princip, altersschwach, wie es jetzt ist, und jenes Dogma's vom göttlichen Recht, welches es lange aufrecht erhielt, entkleidet, am Ende dem Drucke jener allgemeinen Ursachen, welche es seit drei Jahrhunderten dem Untergang geweiht haben, widerstehen könne. Da nun der Despotismus die monarchische Einrichtung zu der gewählt hat, unter welcher er Schutz sucht und für welche er seine letzte Schlacht schlagen wird; so können wir billigerweise annehmen, daß die Gefahr weniger drohend sei, als man gewöhnlich glaubt, und daß die, welche sich auf ein altes, geschwächtes Princip verlassen, mit welchem weder die Religion noch die Neigungen der Menschen wie ehedem verbunden sind, finden werden, daß sie sich auf ein zerbrochenes Rohr stützen und das Scepter ihrer Macht von ihnen weichen werde.

Ich kann daher die Gefühle derjenigen nicht theilen, welche auf die gegenwärtige Lage Europa's mit Besorgniß blicken. Mill dürfte zwar eine etwas weniger hoffnungs-

volle Ansicht hegen; doch ist es bemerkbar, daß der größere Theil seiner Vertheidigung der Freiheit nicht gegen die politische Tyrannei gerichtet ist. Es giebt indessen eine andere Art Tyrannei, die weit heimtückischer ist, und gegen diese eben hat er seine Angriffe hauptsächlich gerichtet. Dies ist der Despotismus der Sitte, dem gewöhnliche Geister gänzlich unterliegen, und vor welchem selbst starke erbeben. Da aber die Sitte lediglich das Erzeugniß der öffentlichen Meinung oder vielmehr ihre äußere Kundgebung ist, so müssen die zwei Grundsätze der Sitte und der Meinung zusammen betrachtet werden; und ich will kurz erwähnen, wie ihre gemeinschaftliche Wirkung, nach Mill, bedenkliches Unheil stiftet und mit noch bedenklicherem droht.

Der Satz, den Mill zu begründen unternimmt, ist, daß die Gesellschaft, gleichviel ob sie durch die Gesetzgebung oder durch den Einfluß der öffentlichen Meinung wirkt, kein Recht habe, behufs seines eigenen Wohles in das Benehmen des Einzelnen sich einzumischen. Die Gesellschaft darf sich zu ihrem Wohle, nicht aber zu seinem, in seine Angelegenheiten einmischen. Wenn seine Handlungen ihr schaden, so ist er unter gewissen Umständen ihrer Autorität verantwortlich; wenn sie nur ihm schaden, so ist er es nimmer. Dem so ausgesprochenen Satze werden viele beitreten, welche ihn in der Praxis jeden Tag in ihrem Leben von sich weisen. Das Gelächter, in welches jedweder verfällt, der von der herrschenden Sitte, wie geringfügig nnd thöricht sie auch sein mag, abweicht, zeigt den Entschluß der Gesellschaft, eine willkürliche Herrschaft über den Einzelnen auszuüben. Ueber die unbedeutendsten sowohl wie über die wichtigsten Angelegenheiten sind Regeln

vorgeschrieben, die niemand, außer in jenen äußerst seltenen Fällen, in denen großer Geist, großer Reichthum oder großer Rang einen Mann in Stand setzen, der Gesellschaft zu gebieten, eher als sich von ihr gebieten zu lassen, zu verletzen wagt. Die große Masse der Menschheit befindet sich, was ihre Sitten betrifft, in einem Zustande socialer Knechtschaft, da jeder Mensch bei schwerer Strafe verpflichtet ist, der seiner eignen Klasse gemeinsamen Lebensregel sich zu fügen. Wie schwer diese Strafen sind, leuchtet aus der Thatsache ein, daß, obschon unzählige Personen sich über die herrschenden Gebräuche beklagen und sie abzuschütteln wünschen, sie es doch nicht wagen, sondern fortfahren, sie zu beobachten, wenn auch oft auf Kosten ihrer Gesundheit, ihrer Bequemlichkeit und ihres Vermögens. Menschen, die sonst nicht feig sind und sogar einen ansehnlichen Theil moralischen Muthes besitzen, fürchten sich, gegen diese empfindliche und drückende Tyranne sich aufzulehnen. Die Folgen davon schaden nicht nur denen, welche sich gern von dem Joche befreien möchten, sondern auch denen, die es nicht verlangen, d. h. der ganzen Gesellschaft. Von diesen Folgen sind zwei besonders unheilvoll und dürften, nach Mill's Dafürhalten, leicht um sich greifen, es sei denn, daß ein plötzlicher Gesinnungswechsel einträte. Das erste Unheil ist, daß keine hinlängliche Zahl Versuche bezüglich der verschiedenen Lebensweisen angestellt wird, woher es kommt, daß die Kunst zu leben nicht so gut verstanden wird, wie es sonst der Fall sein würde. Wäre die Gesellschaft nachsichtiger gegen Excentricität und geneigter, das Ungewöhnliche zu prüfen, als darüber zu lachen, so würden wir finden, daß viele

Lebensweisen, die wir wunderlich nennen, und die, nach dem gewöhnlichen Maßstabe, gänzlich unvernünftig sind, mehr Vernunft in sich haben, als wir uns vorzustellen belieben. Allein so lange ein Land oder ein Zeitalter hartnäckig darauf bestehen will, alles menschliche Benehmen, welches mit der Sitte oder der Mode des Tages nicht übereinstimmt, zu verdammen, so lange werden Abweichungen von der geraden Linie selten gewagt werden. Wir werden daher daran verhindert, zu wissen, inwiefern solche Abweichungen nützlich sein würden. Dadurch, daß wir den Versuch mißbilligen, halten wir das Wissen auf. Deßhalb, wenn auch aus keinem andern Grunde, ist es rathsam, daß ungewöhnlichen Handlungen der weiteste Spielraum vergönnt werde; denn sie sollten als Prüfsteine geschätzt werden, vermittelst welcher wir ermitteln können, ob gewisse Dinge zweckmäßig seien oder nicht. Natürlich darf das Wesentliche der guten Sitten nicht verletzt und die öffentliche Ruhe nicht gestört werden; davon abgesehen aber, sollte man jede Nachsicht gewähren. Denn der Fortschritt beruht auf der Veränderung, und nur dadurch, daß Ungebräuchliches ausgeübt wird, können wir entdecken, ob es dazu geeignet sei, gebräuchlich zu werden. Das zweite Uebel, welches die Gesellschaft durch ihre eigene Tyrannei über sich selbst verhängt, ist noch bedenklicher; und obschon ich nicht mit Mill übereinstimmen und die Gefahr für so drohend halten kann, wie er, so läßt sich's doch kaum bezweifeln, daß es der eine schwache Punkt in der neueren Civilisation und das einzige Wichtige sei, worin, wenn wir auch nicht geradezu zurückgehen, wir doch keinen merklichen Fortschritt machen.

Ich meine jene höchst köstliche und unschätzbare Eigenschaft der Individualität*). Daß die wachsende Macht der Gesellschaft, so ihr nicht andere Ursachen entgegenwirken, dahin strebt, die Ausübung dieser Eigenschaft zu beschränken, scheint unzweifelhaft. Ob es entgegenwirkende Ursachen giebt oder nicht, das ist eine sehr verwickelte Frage, die, ohne daß wir auf die allgemeine Theorie unserer bestehenden Civilisation eingehen, nicht wohl erörtert werden könnte. Mit der ungeheucheltsten Achtung vor jeder von Mill ausgesprochenen Meinung wage ich es dennoch, in diesem Punkte von ihm abzuweichen und zu glauben, daß die Individualität im Ganzen nicht im Abnehmen sei und, soweit wir die Zukunft abzuschätzen vermögen, auch nicht leicht abnehmen werde. Doch würde es sich für jeden schlecht geziemen, die Ansichten dieses großen Denkers zu bekämpfen, ohne den streitigen Punkt einer strengen und sorgfältigen Untersuchung unterzogen zu haben; und da ich das nicht gethan, so will ich meine Theorie nicht damit schwächen, daß ich unvollkommene Beweisgründe zu ihren Gunsten vorbringe, sondern will mich, wie bisher, darauf beschränken, die Schlüsse, zu denen er nach augenscheinlich langem und ernstem Nachdenken gelangt ist, anzuführen.

Nach Mill streben die Dinge jetzt und haben seit einiger Zeit danach gestrebt, den Einfluß origineller Geister zu vermindern und die Mittelmäßigkeit auf den ersten Platz zu erheben. Die Einzelnen verlieren sich in der Menge. Die Welt wird nicht von ihnen, sondern von der öffentlichen Meinung beherrscht, und da die öffentliche

*) Von der, nach dem Grafen Bismarck freilich, der Deutsche bekanntlich zu viel haben soll (?). D. U.

Meinung die Stimme der Menge ist, so ist sie die Stimme der Mittelmäßigkeit. Die öffentlichen Angelegenheiten werden jetzt von Durchschnittsmenschen geleitet, die großen Männern nicht mehr die ihnen früher gezollte Ehrerbietung erweisen wollen. Da nun die Thatkraft und die Originalität weniger geachtet wird, so wird sie auch seltener, und in England besonders hat die wirkliche Thatkraft kaum irgend ein anderes Feld, als das der Geschäfte, wo allerdings eine große Summe davon vorhanden ist*). Unsere Größe ist collectiv und beruht nicht auf dem, was wir als Einzelne thun, sondern auf unserer Vereinigungskraft. In jeder neuen Generation sind sich die Menschen in allen Hinsichten einander ähnlicher. Sie gleichen sich mehr in ihren bürgerlichen und politischen Freiheiten, in ihren Gewohnheiten, ihrem Geschmack, ihren Sitten, ihrer Tracht, in dem was sie sehen, thun, lesen, denken und sagen. Auf allen Seiten geht die Gleichwerdung vor sich. Charakterschattirungen verschmelzen in einander, und Willensgegensätze versöhnen sich. Als natürliche Folge davon geht das individuelle Leben, d. h. dasjenige, welches jeden Einzelnen von seinen Nebenmenschen unterscheidet, verloren. Die Vereinigung der Vielen zerstört die Wirksamkeit der Wenigen. Während wir die Menge verschmelzen, absorbiren wir die Einheit.

Die Macht der Gesellschaft richtet so die Gesellschaft selbst zu Grunde. Denn die menschlichen Fähigkeiten können zumeist nur durch den Act des Wählens geübt und geschult werden; der aber, der etwas blos deßhalb thut, weil es

*) „Die Thatkraft hat jetzt bei uns kaum irgend einen andern Abzugskanal, als den der Geschäfte. Was auf diese davon verwendet wird, kann immer noch als bedeutend betrachtet werden." Mill, On Liberty, S. 125. Ich vermuthe, Mill schließt in dem Worte Geschäfte staatliche und die höhere Klasse amtlicher Geschäfte mit ein.

Andere thun, trifft gar keine Wahl. Indem wir uns fortwährend von den Sitten und Meinungen unserer Zeitgenossen leiten lassen, entwerfen wir nichts Neues und beharren in geistloser, eintöniger Gleichförmigkeit. Wir gehen dahin, wohin Andere uns führen. Das Feld der freien Wahl verengt, die Zahl der Alternativen vermindert sich. Die Folge davon ist eine merkliche Abnahme jener Kraft und Eigenthümlichkeit des Charakters, jener Mannigfaltigkeit und Fülle des Lebens und jener Kühnheit sowohl des Entwurfs wie der Ausführung, welche die starken Männer früherer Zeiten kennzeichneten und sie befähigten, das Menschengeschlecht zugleich zu veredeln und zu leiten.

Nun ist dies alles hin, vielleicht um nie wiederzukehren; es sei denn, daß vorher eine große Erschütterung stattfände. Die Eigenartigkeit ist im Aussterben begriffen, und an ihre Stelle ist der Geist der servilen und äffischen Nachahmung getreten. Wir arten in Maschinen aus, die den Willen der Gesellschaft ausführen; unsere natürlichen Antriebe und Wünsche werden von einem ärgerlichen und künstlichen Sittencodex unterdrückt; unser Geist muß unter den Hemmnissen und Schranken, denen wir fortwährend unterworfen sind, verkümmern und verkrüppeln.

Wie ist es also möglich, neue Wahrheiten von wirklicher Bedeutung zu entdecken? Wie ist es möglich, daß der schöpferische Gedanke in einer so ungesunden und verpesteten Luft gedeihen könne? Das Genie ist eine Form der Originalität; wird diese entmuthigt, wie kann da das Genie aufkommen? Es ist schwer, das Heilmittel für dieses schreiende Uebel zu finden. Die Gesellschaft wird so mächtig, daß sie die Individualität vernichtet, d. h. daß sie gerade diejenige Eigenschaft vernichtet, der wir unsere

Civilisation und daher unser ganzes sociales Gebäude ursprünglich verdanken.

Die Wahrheit ist, wir müssen eines jeden Menschen Recht, und zwar in einer viel größeren Ausdehnung, als man es gewöhnlich für sicher oder anständig hält, behaupten, das zu thun, was ihm beliebt und das zu sagen, was er denkt. Dies muß der Gesellschaft wegen ganz ebenso sehr wie um unser selbst willen geschehen. Daß der Gesellschaft eine größere Freiheit der Handlung frommen würde, ist bereits nachgewiesen worden; dasselbe aber kann in Betreff der Rede- und Druckfreiheit bewiesen werden. In dieser Hinsicht sind die Schriftsteller und die Lehrer der Menschheit im Allgemeinen viel zu furchtsam, während die öffentliche Meinung sich viel zu sehr einmischt. Was Mill über diesen Punkt vorbringt, ist so erschöpfend, daß es unwiderlegbar ist; und werden auch viele das, was er hinsichtlich der Abnahme der Individualität gesagt, in Frage stellen, so wird doch kein wohl unterrichteter Mann die Genauigkeit seiner Schlüsse, die Nothwendigkeit einer größeren Rede- und Druckfreiheit betreffend, bestreiten.

Beim gegenwärtigen Stande der Wissenschaft ist die Mehrheit des Volkes so schlecht unterrichtet, daß sie das wahre Wesen des Glaubens nicht kennt; sie weiß nicht, daß der Glaube unfreiwillig ist und von den ihn erzeugenden Umständen beherrscht wird. Die, welche diesen Gegenständen ihre Aufmerksamkeit geschenkt haben, wissen, daß der sogenannte Wille keine Macht über den Glauben hat*), und daß ein Mensch folglich für seinen Glauben

*) Siehe hierüber mein: „Der religiöse Glaube", Leipzig, Arnoldische Buchhandlung 1860. S. 12, wo dasselbe, nur von einem andern Gesichtspunkte aus, behauptet wird. D. U.

durchaus nur insofern verantwortlich, als er es für die Ereignisse, die ihm seinen Glauben gaben, ist. Ob er z. B. ein Mahomedaner oder ein Christ sei, das wird sich in gewöhnlichen Fällen in eine einfache Frage nach seinen geographischen Antecedentien auflösen. Wer in Constantinopel geboren ist, der wird eine Reihe von Meinungen hegen; wer in London geboren ist, eine andere. Beide handeln nach ihrem Lichte und ihren Verhältnissen, und wenn beide aufrichtig sind, so sind sie beide schuldlos. In jedem einzelnen Falle wird der Gläubige von natürlichen Thatsachen beherrscht, welche seinen Glauben bestimmen, und auf welche er ebenso wenig Einfluß ausüben kann, wie auf die Bewegungen der Himmelskörper oder auf die Umwälzung der Erde. Diese Ansicht, wenn auch Denkern schon lange bekannt, ist doch wohl vor dem gegenwärtigen Jahrhundert kaum Gemeingut geworden*), und ihrer Verbreitung, nebst anderen größeren und mächtigeren Ursachen, müssen wir den wachsenden Geist der Duldung zuschreiben, von dem nicht nur unsere Literatur, sondern auch unser Gesetzbuch Zeugniß ablegt.

Indessen, ist auch der Glaube unfreiwillig, so wird man doch mit einem gewissen Anscheine von Wahrheit einwenden, daß die Aeußerung dieses Glaubens und insbesondere die förmliche Veröffentlichung desselben durch den Druck, ein freiwilliger und demzufolge ein verantwortlicher Act sei. Wenn ich die Frage erschöpfend behandeln wollte, so

*) Zu ihrer Verbreitung trugen Bailey's Essays on the Formation of Opinions, welche, wie ich glaube, zuerst im Jahre 1821 veröffentlicht wurden, viel bei; und da sie volksthümlich und dem Zeitalter angemessen geschrieben sind, so haben sie einen bedeutenden Einfluß ausgeübt.

würde ich von vorn herein gegen diesen Satz Bedenken erheben und verlangen, daß er in vorsichtigeren und bestimmteren Ausdrücken formulirt werde; doch, um Zeit zu ersparen, nehmen wir an, er wäre wahr und fragen wir, ob, wenn ein Mann für die Veröffentlichung seiner Meinungen sich selbst verantwortlich ist, es recht sei, daß er auch denen, welchen er sie vorlegt, verantwortlich gemacht werde? In andern Worten, ist es recht, daß das Gesetz oder die öffentliche Meinung den Einzelnen verhindere, Meinungen zu veröffentlichen, welche den herrschenden Begriffen zuwider und von der übrigen Gesellschaft als falsch und unheilvoll angesehen werden?

Was diesen Punkt betrifft, so sind Mill's Beweisgründe so ausführlich und entscheidend, daß ich darauf verzichten muß, ihnen etwas hinzuzufügen. Es wird genügen, wenn ich die hauptsächlichsten hier zusammenfasse; denn es müßte in der That sonderbar zugehen, wenn diese herrliche Abhandlung, die von Weisheit und Gedanken überströmt, nicht binnen Kurzem in den Händen eines jeden wäre, dem die künftige Wohlfahrt der Menschheit am Herzen liegt, und dessen Ideen sich über die nächsten Angelegenheiten seiner eigenen Zeit erheben.

Diejenigen, welche dafür halten, daß ein Einzelner daran verhindert werden sollte, ein ketzerische oder irreligiöse Meinungen enthaltendes Werk zu veröffentlichen, müssen natürlich annehmen, daß solche Meinungen falsch seien; da heutzutage kaum irgend jemand so unverschämt sein dürfte, darauf anzutragen, daß eine wahre Meinung unterdrückt werde, weil sie zugleich ungewöhnlich und wahr ist. Wir stimmen ja Alle darin überein, daß die Wahrheit gut sei, oder doch müssen die, welche nicht der

Meinung sind, als Unvernünftige behandelt werden, an deren stumpfen Verstand es vergeblich wäre, einen Beweisgrund zu vergeuden. Der, welcher behauptet, die Wahrheit dürfe nicht immer gesagt werden und sei nicht für Alle geeignet, ist einfach ein Vertheidiger der Lüge; und wir sollten einen solchen gar nicht beachten, da, insofern es Zweck der Erörterung ist, den Irrthum zu zerstören, wir nicht mit einem Manne uns einlassen können, der besonnenen Sinnes behauptet, der Irrthum müsse geschont werden.

Wir nehmen es daher für ausgemacht an, daß die, welche es zu verhindern suchen, daß eine gewisse Meinung der Welt vorgelegt werde, solches der Wahrheit wegen und um die Unbedachtsamen davon abzuhalten, zum Irrthum verleitet zu werden, thun. Die Absicht ist gut, es bleibt uns nur zu untersuchen übrig, welche Wirkung sie habe.

Erstens nun können wir niemals gewiß wissen, daß die Meinung der Mehrheit wahr sei. Fast jede von der Mehrheit gehegte Meinung war einstens die der Minderheit. Jede herrschende Religion war einst eine Ketzerei. Hätten die Meinungen der Mehrheit stets geherrscht, so würde das Christenthum ausgerottet worden sein, sobald Christus ermordet war. Wenn ein Zeitalter oder ein Volk annimmt, daß irgend eine Ansicht, die es hegt, entschieden richtig sei, so setzt es seine eigene Unfehlbarkeit voraus und maßt sich ein Vorrecht an, welches selbst die Weisesten der Menschheit nie besitzen. Zu behaupten, eine Lehre sei unstreitig von oben geoffenbart, heißt ebensogut seine eigene Unfehlbarkeit behaupten, da man damit behauptet, man könne sich nicht irren, indem man dieselbe geoffenbart glaubt. Jemand, der gewiß weiß, daß sein

Glaube wahr ist, hält sich von seiner eigenen Unfehlbarkeit überzeugt, weil er gewiß weiß, daß er sich in diesem Punkte nicht geirrt hat. Wenn wir also nicht bereit sind, eine die Schranken des menschlichen Geistes übersteigende Freiheit vom Irrthum und Unfähigkeit, uns zu irren, für uns in Anspruch zu nehmen, so sind wir verpflichtet, nicht nur zu gestatten, daß man unsere Meinungen bestreite, sondern auch denen dankbar zu sein, die es thun wollen. Denn, da niemand, der kein albernes und unbescheidenes Vertrauen auf seine eigenen Fähigkeiten setzt, gewiß wissen kann, daß das, was er für wahr hält, auch wahr sei, so wird er danach streben, falls er ein ehrlicher Mann ist, die etwa begangenen Fehler zu berichtigen. Allein es ist Thatsache der Geschichte, daß Irrthümer stets nur auf zweierlei Weisen berichtigt worden sind; nämlich durch die Erfahrung und durch die Erörterung. Der Nutzen der Erörterung ist, zu zeigen, wie die Erfahrung auszulegen sei. Die Erfahrung allein hat niemals weder die Menschheit noch Einzelne vervollkommnet; sie muß gesichtet und erprobt werden, ehe man sich ihrer bedienen kann. Dies geschieht durch die Erörterung, welche den Sinn der Erfahrung herausstellt und uns befähigt, die gemachten Beobachtungen anzuwenden und zu verwerthen. Das menschliche Urtheil verdankt seinen Werth einzig und allein der Thatsache, daß, wenn es unrichtig, die Möglichkeit vorhanden ist, es zu berichtigen. Da es indessen nur im Kampf und Zusammenstoß feindlicher Meinungen berichtigt werden kann, so ist es klar, daß, wenn man diese Meinungen erstickt und den Kampf verhindert, die Mittel, unser Urtheil zu berichtigen, uns entzogen sind, und der Werth unsers Urtheils daher vernichtet ist. Je mehr Hindernisse

daher die Mehrheit den Meinungen der Minderheit in den Weg legt, desto geringer ist die Aussicht für die Mehrheit, daß ihre Ansichten richtig seien. Wenn sie aber die Meinungen nicht blos verhindert, sondern sie gar unterdrückt, so ist ihr selbst diese geringe Aussicht benommen, und die Gesellschaft kann nicht anders, als sich immer mehr verschlimmern, und ihre Fehler werden dabei um so eingewurzelter und unheilvoller werden, als die Freiheit der Erörterung, die sie hätte berichtigen können, um so viel länger vorenthalten worden ist.

Hier könnten wir, die wir diese Freiheit befürworten, ohne Weiteres unsere Beweisgründe schließen und unsere Gegner in der Verlegenheit lassen, entweder ihre Unfehlbarkeit zu behaupten, oder sonst die Idee, die Freiheit der Erörterung zu verbieten, fahren zu lassen. Unsere Sache ist indessen so vollständig, daß wir sogar das eben Angeführte entbehren und unsere Ansichten mit andern und gänzlich verschiedenen Gründen unterstützen können. Wir wollen denen, welche für die Beschränkung sind, alle Prämissen, die sie verlangen, zugeben. Wir wollen ihnen die stärkste Stellung, die sie sich denken können, einräumen und es für ausgemacht halten, daß eine Nation sich in der Lage befinde, mit unbedingter Gewißheit zu wissen, daß einige ihrer Meinungen richtig seien. Wir sagen dann, und wollen es beweisen, daß, angenommen diese Meinungen seien wahr, es dennoch rathsam sei, daß sie bekämpft werden und man ihre Wahrheit läugne. Daß eine von einer großen Mehrheit gehegte und überdies vollständig und unbedingt wahre Meinung bestritten werden sollte, und daß die, welche sie bestreiten, einen öffentlichen Dienst leisten, scheint auf den ersten Blick ein unhaltbarer

und widersinniger Satz zu sein. Ein widersinniger Satz ist es in der That, wenn wir unter einem solchen eine nicht allgemein zugestandene Behauptung verstehen; allein so fern davon unhaltbar zu sein, ist es eine gesunde und heilsame Lehre, welche, wenn sie angenommen würde, den Fortschritt der Gesellschaft außerordentlich befördern würde.

Angenommen, eine wohlbegründete Meinung sei unbedingt wahr, so wird sie dadurch, daß sie nicht kräftig angefochten wird, passiver und träger, als sie es sonst sein würde. Hiervon liefert, wie Mill bemerkt, die Geschichte des Christenthums ein Beispiel. Während das Christenthum noch mit unzähligen Gegnern zu kämpfen hatte, entfaltete die junge Kirche ein Leben und eine Thatkraft, welche sich in demselben Verhältniß verminderten, als die Gegner nachließen. Wenn der Feind vor den Thoren steht, so ist die Besatzung auf der Hut. Sobald er sich zurückzieht, so erschlafft die Wachsamkeit, und wenn er gänzlich verschwindet, so bleibt nichts übrig als die bloßen Formen und Pflichten der Disciplin, welche, da keine Gefahr ihnen Leben einflößt, träge und mechanisch werden. Dies ist ein Gesetz des menschlichen Geistes und von allgemeiner Gültigkeit. Jede Religion verliert, nachdem sie einmal herrschend geworden, viel von ihrer Lebenskraft. Da ihre Lehren weniger in Frage gestellt werden, so geschieht es natürlich, daß diejenigen, die ihnen zugethan sind, sie weniger genau prüfen und daher auch nicht mehr so fest halten, und da der Verstand der Gläubigen nicht mehr durch die Polemik geschärft wird, so sinkt das, was ehedem eine lebendige Wahrheit war, zu einem todten Dogma herab. Wenn die Aufregung der Schlacht vorüber ist, so werden die Waffen

bei Seite gelegt; sie kommen außer Gebrauch, werden rostig, das Geschick und Feuer des Kriegers sind dahin. Unter dem Donner der Kanone, dem Blitzen des Bajonets und dem Geschmetter der Trompete erweitern sich die Gestalten der Menschen, schwellen sie vor Erregung, nimmt ihr Umfang zu, wächst ihre Statur und werden selbst kleine Naturen groß, fähig Alles zu thun und Alles zu wagen.

So, in der That, ist es auch. Allgemeine Uebereinstimmung über irgend einen Punkt erzeugt stets allgemeine Gleichgültigkeit; aus demselben Grunde folgt es, daß, je größer die Uebereinstimmung, desto größer die Gleichgültigkeit. Heil daher denen, welche durch Anfechtung einer Wahrheit sie verhindern, einzuschlummern. Heil jenen kühnen und furchtlosen Naturen, den Ketzern und Neuerern des Tages, welche, indem sie die Menschen aus ihrem trägen Schlafe wecken, in ihrem Ohre die Sturmglocke und den Drommetenschall ertönen lassen und sie nöthigen, hervorzukommen und für ihren Glauben zu kämpfen. Von allen Uebeln ist die Trägheit das tödtlichste. Gebt uns Widersinniges, gebt uns Irrthum, gebt uns, was Ihr wollt, nur rettet uns vom Stillstand. Die Gleichgültigkeit der Gewohnheit ist der Nachtschatten unserer Natur. Er sitzt auf den Menschen wie ein Mehlthau, stumpft ihre Fähigkeiten ab, zehrt ihre Kraft auf und macht sie ebensowohl untüchtig wie abgeneigt, sei es für die Wahrheit zu kämpfen, oder sich zu vergegenwärtigen, was sie denn eigentlich glauben.

Sehen wir, wie dies in Bezug auf die Lehren des neuen Testaments gewirkt hat. Als jene Lehren zuerst vorgetragen wurden, da wurden sie heftig angegriffen; daher

waren die ersten Christen ihnen zugethan, verwirklichten sie und befestigten sie in ihren Herzen auf eine Weise, wie sie kein späteres Zeitalter kannte. Jeder Christ giebt vor zu glauben, daß es gut sei, mißhandelt und umhergestoßen zu werden; daß der Reichthum ein Uebel sei, weil die Reichen nicht in's Königreich des Himmels eingehen können; daß, wenn man ihm den Mantel nimmt, er auch den Rock geben müsse; daß, wenn er auf die eine Wange geschlagen wird, er sich umkehren und die andere darbieten soll. Zu diesen und ähnlichen Lehren bekannten sich die ersten Christen nicht allein, sondern sie handelten auch danach und befolgten sie. Die nämlichen Lehren sind in unseren Bibeln enthalten, werden in unseren Kirchen vorgelesen und auf unseren Kanzeln gepredigt. Wer aber befolgt sie? Und welchen Grund giebt es für diesen allgegemeinen Abfall, außer der Thatsache, daß, als das Christenthum fortwährend angegriffen wurde, die, welche dessen Glaubenssätze annahmen, mit einer Zähigkeit an ihnen hingen und sie mit einer Lebhaftigkeit sahen, wie es in einem Zeitalter, welches sie durch allgemeine Zustimmung genehmigt, nicht erwartet werden kann? Jetzt, in der That, pflichtet man ihnen nicht nur bei, sondern man bewacht und beschützt sie auch auf's emsigste. Sie werden vom Gesetz und jener öffentlichen Meinung, welche unendlich mächtiger ist, als irgend ein Gesetz, beschützt. Daher kommt es, daß die Menschen ihnen nur eine kalte und leblose Zustimmung schenken; sie hören sie und sprechen über sie: wer sie aber mit jener gewissenhaften Treue befolgen wollte, die ehemals beobachtet wurde, würde zu seinem Schaden finden, wie sehr er sich in seinem Zeitalter geirrt und wie groß der Unterschied an Lebenskraft

und praktischer Wirkung zwischen Lehren, die allgemein angenommen, und jenen, welche furchtlos bestritten werden, sei.

Im Verhältniß, wie die Wissenschaft vorgerückt ist und richtige Denkungsweisen verbreitet worden sind, haben sich die Menschen allmälig diesen Ansichten über die Freiheit genähert, obschon Mill der erste war, der sie in einem allumfassenden Geiste zusammengestellt und in einer einzigen Abhandlung alle Beweisgründe für sie vereinigt hat. Wie Alles schon lange auf dieses Ziel hingestrebt hat, muß Allen bekannt sein, welche die Geschichte des englischen Geistes studirt haben. Wie es sich auch immer mit der angeblichen Abnahme der Individualität und der wachsenden Tyrannei der Sitte verhalten mag, so kann doch jedenfalls kein Zweifel darüber obwalten, daß die öffentliche Meinung in religiösen Dingen fortwährend freisinniger wird. Die gesetzlichen Strafen, welche unsere unwissenden und unduldsamen Vorfahren über Alle verhängten, die von ihren Meinungen abwichen, sind jetzt theils aufgehoben, theils veraltet. Nicht allein haben wir aufgehört, die zu morden und zu martern, die nicht mit uns übereinstimmen, sondern wir haben auch, merkwürdig genug, ihre Ansprüche auf politische Rechte sowohl wie auf bürgerliche Gleichstellung anerkannt. Die Zulassung der Juden in's Parlament, diese gerechte Maßregel, welche trotz dem liebgewonnensten und eingewurzeltsten Vorurtheile durchgesetzt wurde, ist ein schlagender Beweis von der Macht der allgemeinen Bewegung; und ein Gleiches kann von der rasch zunehmenden Neigung, die Eide abzuschaffen und aus dem öffentlichen Leben jede Art religiösen Testes hinwegzuräumen, gesagt werden. Theils als Ursache und theils als

Wirkung von diesem Allem, hat es nie eine Zeit gegeben, in welcher so viele kühne und tüchtige Angriffe auf die herrschende Theologie gemacht, und in welcher so viele ketzerische Lehren vorgetragen wurden, nicht nur von Laien, sondern zuweilen auch von Dienern der Kirche, unter denen einige der hervorragendsten im laufenden Zeitalter aufgetreten sind, um die Irrthümer in ihrem eignen Systeme zu verkünden und auf die Mängel in ihrem eignen Glaubensbekenntniß hinzuweisen. Der unorthodoxe Charakter der Naturwissenschaft ist ebenfalls offenkundig, und viele ihrer Lehrer tragen kein Bedenken, die Wahrheit von Sätzen, die man noch immer für wesentlich hält, und welche niemand in früheren Zeiten hätte anfechten können, ohne sich ernstlicher Gefahr auszusetzen, zu bestreiten. Ehedem würde man solche Männer zum Stillschweigen gebracht oder sie bestraft haben; jetzt werden sie geachtet und geschätzt, ihre Werke werden eifrig gelesen, und der Kreis ihres Einflusses erweitert sich fort und fort. Nach dem Buchstaben unsers Gesetzbuches sind diese und ähnliche Schriften, welche furchtlose und forschende Männer der Oeffentlichkeit übergeben, ungesetzlich, und hat die Regierung die Macht, deren Verfasser gerichtlich zu verfolgen. Der Stand der öffentlichen Meinung ist indessen so weit vorgeschritten, daß solche Verfolgungen jeder Regierung, die sie etwa einleitete, gefährlich sein würden. Wir haben daher allen Grund, uns Glück dazu zu wünschen, daß wir die Herrschaft der offenen Verfolgung überlebt haben. Wir dürfen mit Recht annehmen, daß die Grausamkeiten, die unsre Vorfahren im Namen der Religion verübt haben, jetzt nicht verübt werden könnten, und es unmöglich sein würde, jemanden blos deßhalb zu bestrafen,

weil er Ansichten ausgesprochen, welche die Mehrheit für profan und schädlich hält.

Unter so bewandten Umständen, und da der Gebrauch, die, welche ihre Gesinnungen über religiöse Dinge auszusprechen, zu verfolgen, seit vielen Jahren eingestellt worden, würde ein Versuch, dieses schmachvolle Verfahren wieder einzuführen, nachdem er einmal allgemein bekannt geworden, sofort mit Unwillen zurückgewiesen werden. Er würde sowohl für unnatürlich wie auch für grausam, für etwas ganz und gar Ungewöhnliches und den menschlichen und freisinnigen Ansichten eines Zeitalters, welches die Strafen eher zu vermindern, als zu vermehren sucht, unangemessen gehalten werden. Der Mann selbst aber, der etwa wahnsinnig genug sein dürfte, den Versuch zu machen, würden wir so betrachten, wie wir auf ein schädliches Thier blicken, welches, nachdem es plötzlich frei gelassen, umherläuft und Unheil anrichtet und alles vorhergestiftete Gute zerstört. Wir würden ihn für eine Pest halten, die wir pflichtgemäß vermindern, oder vor der wir die Leute warnen müßten. Uns selbst würde er als eine Art öffentlichen Feindes gelten, als ein Störer der menschlichen Glückseligkeit, als ein dem Menschengeschlecht feindliches Geschöpf. Wenn er Ansehen besäße, so würden wir ihn nur um so mehr verabscheuen, insofern er, anstatt zum Frommen seines Landes die Macht zu verwenden, mit welcher sein Vaterland ihn betraut hat, sie gebraucht, um seine eignen bösartigen Leidenschaften zu befriedigen oder vielleicht der Grille irgend einer elenden und unduldsamen Partei, mit welcher er verbunden ist, willfährig zu sein.

Angesichts der Thatsache daher, daß, im gegenwärtigen Zustande der Gesellschaft, jedwede Strafe für die Führung

einer Sprache, welche nicht dazu angethan ist, die öffentliche Ruhe zu stören und weder aufrührerisch gegen den Staat noch injuriös gegen Einzelne ist, lediglich eine muthwillige Grausamkeit sein würde, die, dem Geiste unsrer Zeit fremd, keine andere Wirkung haben könnte, als die Unduldsamkeit wieder ins Leben zu rufen, die Freiheitsfreunde zu empören und die Rechtspflege in Verruf zu bringen, las ich mit dem größten Erstaunen in Mill's Werk, daß so etwas vor weniger als zwei Jahren bei uns, bei einem unsrer Landgerichte, vorgekommen sei. Trotzdem mir Mill's Genauigkeit wohlbekannt ist, so glaubte ich doch, er müsse sich in diesem besondern Falle geirrt haben. Ich vermuthete, er hätte nicht die sämmtlichen Umstände erfahren, und die bestrafte Person wäre eines andern Vergehens schuldig gewesen. Ich konnte es nicht glauben, daß es im Jahre 1857 einen Richter auf der englischen Gerichtsbank gäbe, der einen Mann von unbescholtenem Rufe, von fleißiger Lebensweise, und der seine Familie im Schweiße seines Angesichts ernährt, zu einundzwanzig Monaten Gefängnißstrafe verurtheilen könnte, blos weil er einige Worte das Christenthum betreffend gesprochen und an ein Thor angeschrieben hatte. Selbst jetzt, nachdem ich die Thatsachen, auf die Mill nur anspielt, sorgfältig geprüft und die Urkunden darüber vor mir habe, kann ich mich kaum dahin bringen, mir die Ereignisse vorzustellen, welche wirklich vorgefallen sind, und die ich erzählen will, damit die öffentliche Meinung von einer Verhandlung Kenntniß nehme, welche in einem entlegenen Theile des Königreichs vorgekommen ist, die aber des allgemeinen Wohles wegen verbreitet werden muß, so daß das Publicum entscheiden möge, ob solche Dinge gestattet werden sollen oder nicht.

Im Sommer des Jahres 1857 erwarb sich ein armer Mann, Namens Thomas Pooley, seinen Unterhalt als Tagelöhner in Liskeard, in Cornwall, wo man ihn seit mehreren Jahren gut gekannt, und er stets in gutem Rufe als ehrlich, fleißig und nüchtern gestanden hatte. Seine Lebensweise war so absonderlich, daß man mit Recht annahm, er sei geistesschwach; und ein Unfall, der ihn etwa zwei Jahre vor dieser Zeit traf, hatte ihm offenbar bedenklich geschadet, da sein Benehmen seitdem seltsamer und erregbarer geworden war. Dennoch war er nicht blos ein vollkommen harmloses, sondern auch ein sehr nützliches Mitglied der Gesellschaft, bei seinen Nachbarn geachtet und von seiner Familie, für die er mit einem, in seinem oder in der That irgend einem Stande seltenen Eifer arbeitete, geliebt. Unter andern irrigen Gedanken glaubte er, die Erde wäre ein lebendiges Thier und vermied es in seiner gewöhnlichen Beschäftigung als Brunnengräber zu tief zu graben, damit er nicht etwa auf die Haut der Erde komme und einen der Lebenstheile verletze. Auch bildete er sich ein, daß, wenn er der Erde eiu Leid zufügte, die Meeresfluth aufhören würde zu strömen, und daß, da nichts wirklich sterblich sei, wenn ein Kind stirbt, es bei der nächsten Geburt in derselben Familie wieder erscheine. Da er die ganze Natur für beseelt hielt, so bildete er sich ferner ein, dies stände irgend wie mit der Kartoffelkrankheit in Verbindung und nahm in der Ausgelassenheit seiner närrischen Einfälle keinen Anstand, zu sagen, daß, wenn man die Asche verbrannter Bibeln auf die Felder streute, die Krankheit aufhören würde. Hierzu gesellte sich in ihm eine thörichte Abneigung gegen die Bibel selbst und eine Feindseligkeit gegen das Christenthum; damit jedoch konnte er niemandem

schaden, da er nicht nur sehr unwissend war, sondern auch seine Nachbarn, die ihn als einen Hirnverbrannten ansahen, sich von ihm nicht beeinflussen ließen; obschon er in allen übrigen Lebensverhältnissen von seinen Brodherren und in der That von Allen, die seine Gemüthsart am besten kannten, geschätzt und geachtet wurde.

Dieser sonderbare Mann, der noch außerdem durch die Eigenthümlichkeit, einen langen Bart zu tragen, bekannt war, schrieb an ein Thor einige einfältige Worte, die seine Meinung über die Kartoffelkrankheit und die Bibel und seinen Haß auf das Christenthum ausdrückten. Dafür, sowie weil er eine ebenso alberne Sprache geführt hatte, welcher jedoch niemand zuzuhören genöthigt war, und die gewiß niemanden beeinflussen konnte, denuncirte ihn ein Geistlicher aus der Umgegend und ließ ihn vor den Voruntersuchungsrichter zitiren, der ebenfalls ein Geistlicher war. Anstatt ihn nun zu bemitleiden oder ihm sein Unrecht zu Gemüthe zu führen, verordnete der letztere seine Verhaftung bis zur Hauptverhandlung. Bei den nächsten Assisen wurde er denn auch vor den Richter gestellt. Er hatte keinen Vertheidiger; der Sohn des Richters aber trat als Ankläger auf. Vater und Sohn spielten ihre Rollen mit Eifer, und es gelang ihnen vollkommen. Unter ihrem Einfluß wurde Pooley für schuldig befunden. Er wurde vorgeführt, um sein Urtheil zu hören. Als ihn der Richter anredete, bekundeten sein unruhiges Wesen, seine sonderbare und unzusammenhängende Rede, sein verstörtes Gesicht und stierendes Auge nur zu deutlich den zerrütteten Geist. Doch weder dies, noch die Thatsache, daß er unwissend, arm und unbefreundet war, brachte irgend eine Wirkung auf den hartherzigen Mann hervor,

der ihn jetzt in seiner Gewalt hatte. Er wurde zu einundzwanzig Monaten Haft verurtheilt. Die Interessen der Religion waren gewahrt. Das Christenthum war gerettet und dessen Sieg gesichert, indem man ein armes, harmloses und geisteskrankes Geschöpf aus dem Schoße seiner Familie hervorzog, ihn in's Gefängniß warf und seine Frau und Kinder ohne Lebensmittel ließ, entweder um zu verhungern oder betteln zu gehen.

Kaum war er einige Tage im Kerker gewesen, als die bei der Untersuchung bemerkbare Geisteszerrüttung hervortrat und in Gewaltthaten ausbrach. Das Uebel verschlimmerte sich, und vierzehn Tage, nachdem das Urtheil gefällt worden war, wurde er wahnsinnig, und man fand es nothwendig, ihn vom Gefängniß nach dem Irrenhause der Grafschaft zu schaffen. Während er dort lag, zog sein Mißgeschick die Aufmerksamkeit einiger hochherzigen und wohlwollenden Menschen auf sich, die sich bemühten, seine Begnadigung zu erwirken, so daß, falls er genäse, er seiner Familie wiedergegeben werden könnte. Das Gesuch wurde abgeschlagen. Es war nothwendig, den Richter zu unterstützen, und man benachrichtigte die Gesuchsteller, daß, wenn der elende Irrsinnige seine Vernunft wieder erlangen sollte, er wieder in's Gefängniß zurückgeschickt werden würde, um den Rest seiner Strafe zu erdulden. Dies würde in aller Wahrscheinlichkeit einen Rückfall herbeigeführt haben; allein daran dachte man wenig, und da er ein unbekannter und armer Mann war, so hoffte man, die zu seinen Gunsten gemachten Anstrengungen würden bald nachlassen. Diejenigen indessen, die sich einmal für einen solchen Fall interessirt hatten, erkalteten so leicht nicht in ihrem Eifer. Das Geschrei wurde im Gegentheil lauter, und es wurden

Vorbereitungen getroffen, die ganze Frage vor das Land zu bringen. Dann erst gab die Behörde nach. Glücklicherweise für die Menschheit hält ein Laster oft dem andern das Gleichgewicht und wird die Grausamkeit von der Feigheit berichtigt. Die Urheber und Mitschuldigen dieses gewaltigen Frevels zitterten vor der Gefahr, die sie laufen würden, sollte das öffentliche Gefühl dieses großen Landes geweckt werden. Die Folge davon war, daß das richterliche Verfahren so weit wie möglich rückgängig gemacht wurde, und man Pooley in weniger als fünf Monaten, nachdem das Urtheil gesprochen worden war, begnadigte.

Auf diese Weise wurde die öffentliche Blosstellung vermieden; und vielleicht hatte die Handvoll edelgesinnter Männer, welche Pooley's Befreiung für ihn erlangten, Recht, die Sache in Vergessenheit fallen zu lassen, nachdem sie sie durchgesetzt hatten. Die meisten von ihnen waren mit politischen oder praktischen Angelegenheiten beschäftigt und mußten daher die Zweckmäßigkeit ebenso wohl wie die Gerechtigkeit in Betracht ziehen. Doch dies ist mit dem, welcher die Geschichte dieses traurigen Ereignisses schreibt, nicht der Fall. Keiner, der über wichtige Gegenstände schreibt, hat Grund zu erwarten, er könne wirklich Gutes stiften oder seine Worte werden fortleben, wenn er sich von der Zweckmäßigkeit so in Fesseln schlagen läßt, daß er ihr die Rücksicht auf das Recht, die Gerechtigkeit und Wahrheit nachsetzt. Ein großes Verbrechen ist begangen worden, und die Namen der Verbrecher sollten bekannt gemacht werden. Sie sollten in jedermannes Munde sein. Sie sollten ausposaunt werden, damit die Welt es sehe, daß in einem freien Lande solches Unrecht nicht ungestraft begangen werden könne. Um eine Wiederholung des Ver-

gehens zu verhindern, müssen die Missethäter bestraft werden. Und sicherlich kann es keine schwerere Strafe für sie geben, als daß man ihre Namen aufbewahrt. Gegen sie persönlich habe ich nichts einzuwenden; denn ich kenne sie nicht. Als Einzelner kann ich keine Feindseligkeit gegen Männer hegen, die mir kein Leid zugefügt, und die ich nie gesehen habe. Sie haben aber Grundsätze verletzt, die mir theurer sind, als irgend ein persönliches Gefühl, und bei deren Vertheidigung ich alles persönliche Gefühl außer Acht lassen muß. Es ist in der That ein Glück für die Menschheit, daß unser Geist so angelegt ist, daß es uns auch bei der äußersten Anstrengung des abstracten Denkens unmöglich ist, den Druck getrennt vom Unterdrücker zu betrachten. Wir können ein speculatives Princip verabscheuen und doch den, welcher es vertheidigt, achten. Diese Unterscheidung zwischen der Meinung und der Person ist indessen nur auf die geistige Welt beschränkt, erstreckt sich aber nicht auf die praktische. Eine solche Trennung kann man in Bezug auf wirkliche Grausamkeiten nicht gelten lassen. In solchen Fällen belehren unsere Leidenschaften unseren Verstand. Dieselbe Ursache, welche unser Mitgefühl für die Unterdrückten erregt, weckt auch unsern Haß gegen den Unterdrücker. Dies ist einer unserer Naturtriebe, und wer gegen ihn ankämpft, der thut es zu seinem eigenen Schaden. Er gehört der höheren Region des Geistes an: man kann ihn mit keinem Beweisgrunde anfechten, ja nicht einmal entfernt damit berühren. Daher kommt es, daß, wenn wir hören, ein armer, vertheidigungsloser und geistesschwacher Mann, der niemandem ein Leid zugefügt hat, ein guter Vater, ein zärtlicher Gatte, dessen Privatcharakter unbescholten und

dessen Rechtschaffenheit unbestritten war, sei plötzlich in's Gefängniß geworfen worden, seine Familie sei genöthigt, von der ungewissen Wohlthätigkeit Fremder abzuhängen, während er selbst, durch diese grausame Behandlung des Bischen Vernunft, das er besaß, beraubt, in's Irrenhaus geschafft worden und man ihm schließlich noch die dürftige Abhülfe, die ihm hätte gewährt werden können, versagt hat, wir eine heftige Entrüstung fühlen, theils allerdings gegen ein System, unter welchem solche Dinge geschehen können; allein noch mehr gegen die, welche, im Stolze ihrer Macht und in der Gottlosigkeit ihres Herzens Gesetze vollstrecken, die längst außer Gebrauch gekommen waren, und die sie nicht nöthig hatten, zu vollziehen, deren sie sich aber bedienten, um das Opfer, das sie in ihrer Gewalt hatten, zu zermalmen.

Der Denunciant, der Pooley vor den Voruntersuchungsrichter stellen ließ, war der ehrwürdige Paul Bush. Der Voruntersuchungsrichter, der die Denunciation annahm und ihn vor den Gerichtshof verwies, war der ehrwürdige James Glencroß. Der Richter, der das Urtheil sprach, welches Pooley wahnsinnig und dessen Familie zu Bettlern machte, war der Herr Oberrichter Coleridge.

Ueber die ersten beiden braucht nur wenig gesagt zu werden. Es steht zu hoffen, daß ihre Namen fortleben und sie die Art Ruhm genießen werden, die sie reichlich verdient haben. Vielleicht sollten wir am Ende doch eher den Zustand der Gesellschaft tadeln, welcher solchen Männern Macht einräumt, als uns wundern, daß, da sie einmal die Macht besitzen, sie dieselbe mißbrauchen. Mit dem Herrn Oberrichter Coleridge aber haben wir anders abzurechnen, und ihm gegenüber muß eine andere Sprache

geführt werden. Daß unsere Richter große Vollmacht haben müssen, ist unvermeidlich. Ihnen wird nothwendigerweise ein weiter und unbeschränkter Spielraum gelassen. Da man großes Vertrauen in sie setzt, so verpflichtet sie jeder nur denkbare Grundsatz, der einen ehrlichen Mann bestimmen kann, dieses Vertrauen zu achten. Sie sind verpflichtet, nicht nur die Ungerechtigkeit selbst, sondern auch, so weit sie kennen, den bloßen Schein der Ungerechtigkeit zu vermeiden. Da sie mit allen Klassen der Gesellschaft in Berührung kommen, so wissen sie recht wohl, daß unter den niederen Ständen ein tiefer, wenn auch im Ganzen verschwindender Glaube herrscht, die Armen werden von den Reichen mißhandelt, und es werde selbst in Gerichtshöfen beiden nicht immer das gleiche Maß zugemessen. Eine derartige Meinung ist voller Gefahr, und zwar um so gefährlicher, als sie nicht ganz ungegründet ist. Die Landrichter sind zu oft ungerecht in ihren Entscheidungen, und dies wird stets der Fall sein, so lange man ihren Verhandlungen nicht größere Oeffentlichkeit verleiht. Von unseren höheren Richtern aber erwarten wir ein anderes Benehmen. Wir erwarten, und es muß, um ehrlich zu sein, eingestanden werden, wir finden gewöhnlich, daß sie über kleinliche Vorurtheile erhaben sind, oder jedenfalls, daß, was immer für Privatmeinungen sie hegen mögen, sie diese nicht in den Tempel der Gerechtigkeit mit hineinbringen. Vor Allem aber erwarten wir, daß sie kein veraltetes Gesetz aufstöbern, um die Armen zu bedrücken, wenn sie recht wohl wissen, daß die christenfeindlichen Gesinnungen, welche dieses Gesetz zu strafen bestimmt war, ganz ebenso häufig bei den höheren, wie bei den niederen Klassen angetroffen und von vielen getheilt werden, die das Ver-

trauen des Landes genießen, und denen man die höchsten Aemter überträgt.

Daß dies der Fall sei, das war dem Herrn Oberrichter Coleridge im Jahre 1857 ebenso bekannt, wie es jedem, der sich in der Gesellschaft bewegt, damals bekannt war und jetzt bekannt ist. Die Anklage, welche ich daher gegen diesen ungerechten Richter erhebe, ist, daß er ein äußerst strenges Urtheil über einen armen und unbefreundeten Mann in einem entlegenen Theile des Königreichs, wo er billigerweise erwarten konnte, daß es dem öffentlichen Tadel entgehen werde, gefällt hat; daß er dies kraft eines Gesetzes gethan, welches außer Gebrauch gekommen und dem Zeitgeiste zuwider war*), und daß er es nicht gewagt haben würde, einem Londoner Publicum gegenüber, und im vollen Lichte der Londoner Presse, so zu handeln. Auch würde weder er, noch die, welche dabei mitgewirkt, eine den höheren Ständen angehörige Person auf solche Weise behandelt haben. Nein! Man wählt die unzugänglichste Grafschaft in England, wo die Presse am wenigsten thätig und das Volk am ungebildetsten ist, und dort fällt man über ein vertheidigungsloses Opfer her und macht ihn zum Sündenbock. Er soll das Opfer sein, dessen stellvertretende Leiden die Vergehen mächtigerer Ungläubiger sühnen sollen. Kaum ein Jahr verstreicht, ohne daß irgend ein Schriftsteller von Einfluß und Geschick das Christenthum angreift, und jeder solcher Angriff ist nach dem Gesetze strafbar. Warum

*) Oder vielmehr kraft der grausamen und verfolgungssüchtigen Grundsätze unsers alten Gewohnheitsgesetzes, die zu einer Zeit festgestellt wurden, wo es Sache der Religion war, Ketzer zu verbrennen und Hexen zu ertränken. Warum hat ein solcher Richter nicht vor dreihundert Jahren gelebt? — Er ist in böse Zeiten gerathen und zu spät auf die Welt gekommen.

vollstreckte der Herr Oberrichter und die, welche seiner Ansicht sind, das Gesetz nicht gegen diese Schriftsteller? Warum thun sie es jetzt nicht? Warum lassen sie die Gelehrten und Hervorragenden nicht anklagen und in's Gefängniß werfen? Doch blos, weil sie es nicht wagen. Ich fordere sie dazu heraus. Sie fürchten die Gehässigkeit; sie zittern vor der Feindseligkeit, die sie sich zuziehen, vor dem Hohne, mit dem sie sowohl von ihren Zeitgenossen wie von der Nachwelt überhäuft werden würden. Glücklicherweise für die Menschheit ist die Literatur eine wirkliche Kraft, und erbebt die Tyrannei vor ihr. Mir aber will es scheinen, daß die Gelehrten den geringsten Theil ihrer Pflicht erfüllen, wenn sie sich gegenseitig vertheidigen. Ihr eigentlicher Beruf ist es, und es sollte ihr Ruhm sein, die Schwachen gegenüber den Mächtigen zu vertheidigen und die Armen gegenüber den Reichen zu unterstützen. Dies sollte ihr Stolz und ihre Ehre sein. Ich wollte, es wäre in jeder Hütte bekannt, daß die denkenden Klassen nicht mit den höheren, sondern mit den niederen Ständen sympathisiren. Ich wollte, wir machten die Volksfreiheit zu unserer ersten Rücksicht. Dann, in der That, würde die Literatur die Religion der Freiheit sein, und wir, die Priester am Altar, die wir ihren heiligen Dienst verrichten, könnten fühlen, daß wir im reinsten Geiste unsers Glaubens handeln, wenn wir die hochgestellte Tyrannei anklagen, wenn wir „den Uebermuth der Aemter" züchtigen und die Sache Thomas Pooley's gegen den Oberrichter Coleridge vertheidigen.

Ich, für meinen Theil, kann aufrichtig sagen, ich habe nichts übertrieben und nichts in Bosheit zugesetzt. Was das Urtheil der öffentlichen Meinung sein mag, das weiß ich nicht. Ich

spreche blos als Gelehrter und gebe nicht vor, irgend eine Klasse zu vertreten. Ich habe kein Interesse zu befürworten, ich bin kein Sachwalter, ich bin keines Mannes Stellvertreter. Doch, so ich mich nicht im allgemeinen Gefühle gänzlich irre, so wird man dafür halten, daß ein großes Verbrechen begangen worden sei; daß die Kunde dieses Verbrechens zu lange in einem Winkel verborgen gelegen, und ich etwas dazu beigetragen habe, den Verbrecher aus seinem Versteck hervorzuziehen und das volle Tageslicht auf ihn fallen zu lassen.

Dieser große Frevel ist allerdings in erster Linie dem kalten Herzen und beschränkten Verstande des Richters, von dem er verübt worden, zuzuschreiben. Wäre indessen die öffentliche Meinung hinlänglich aufgeklärt gewesen, so würden diese bösen Eigenschaften im Zügel gehalten und unfähig gemacht worden sein, das Unheil zu stiften. Daher also würde es das sicherste und dauerndste Heilmittel sein, richtige Begriffe über die Rede- und Druckfreiheit zu verbreiten. Man sollte es bestimmt wissen, daß Jedermann ein unbedingtes und unstreitiges Recht hat, jede Lehre nach Gutdünken zu behandeln, sei es sie mit Beweisen zu bekämpfen oder lächerlich zu machen. Sind seine Beweise falsch, so kann er widerlegt werden; ist sein Gelächter thöricht, so kann man es gegen ihn kehren. Hiervon kann keine Ausnahme gestattet werden. Es thut nichts, welcher Art der Glaubenssatz, noch wie theuer er unseren Gefühlen sein mag. Gleich allen andern Meinungen muß er seinem Schicksal überlassen, rauh behandelt werden, jede Probe bestehen, gründlich erörtert und geprüft werden. Und wir können uns versichert halten, daß, wenn es wirklich eine große und werthvolle Wahrheit ist, solcher Widerstand sie

uns nur um so theurer machen werde, und wir uns um so enger an sie anschließen werden, als man sie immer mehr bestreitet, verunglimpft und zu vernichten sich bemüht.

Wenn man mich nach einem Beispiele von den äußersten Grenzen, bis zu welchen solche Freiheit ausgedehnt werden dürfe, fragte, so würde ich, was wenigstens meinem Urtheile nach die wichtigste Lehre von allen ist, die Lehre von einem zukünftigen Dasein wählen. Streng geredet, giebt es im gegenwärtigen, noch unentwickelten Zustand des menschlichen Geistes keinen Gegenstand, über welchen er zu vollständiger Gewißheit gelangen kann; der Glaube an ein künftiges Dasein aber nähert sich einer solchen Gewißheit mehr, als jeder andere Glaube, und ist einer, welcher, wenn er ausgewurzelt wäre, viele von uns zur Verzweiflung bringen würde. Aus diesen beiden Gründen steht er allein da. Er ist von Beweisgründen unterstützt, die weit kräftiger sind, als die, welche man zu Gunsten irgend einer andern Meinung beibringen kann, und er ist der höchste Trost für die, welche Trübsal erdulden oder von der Ungerechtigkeit zu leiden haben. Die Versuche, die man gemacht hat, ihn anzufechten, haben mir stets sehr schwach geschienen und lassen die wirklichen Schwierigkeiten unberührt. Es sind verneinende Beweisgründe, gegen bejahende gerichtet. Wenn uns aber verneinende Beweisgründe in transcendentalen Untersuchungen befriedigen sollen, wie sollen wir dann Berkley's Folgerungen hinsichtlich des Nichtvorhandenseins der materiellen Welt entgehen? Diese Folgerungen sind nie widerlegt worden, und unsere Wissenschaft muß unendlich vorgerückter sein, als sie es jetzt ist, ehe sie widerlegt werden können. Sie sind weit kräftiger als die Beweisgründe der Atheisten;

und ich kann mich nur wundern, daß die, welche einen künftigen Zustand verwerfen, an die Wirklichkeit der materiellen Welt glauben. Dennoch sind die, welche ihn verwerfen, nicht nur gerechtfertigt, wenn sie ihn offen läugnen, sondern auch dazu verpflichtet. Unsere erste und wichtigste Pflicht ist es, gegen uns selbst wahr zu sein, und niemand ist gegen sich selbst wahr, der sich fürchtet, seine Meinung offen auszudrücken. Es giebt kaum irgend ein Laster, welches uns in unsrer Selbstachtung so herabsetzt, als sittliche Feigheit. Es giebt kaum eine Tugend, die unsern Charakter so erhebt, wie sittlicher Muth. Daher kommt es, daß, je unbeliebter eine Ansicht, desto größer das Verdienst dessen ist, der sie vertheidigt, vorausgesetzt natürlich, er thue es in Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit des Herzens. Deßhalb, obschon ich die Hoffnung auf ein künftiges Leben für die Hauptstütze der Menschheit ansehe und nicht umhin kann, zu denken, daß die, welche sie verwerfen, den Gegenstand nur unvollkommen und nicht umfassend oder erschöpfend genug untersucht haben, so behaupte ich doch fest, daß jede Art Angriff auf sie berechtigt sei; auch bin ich überzeugt, daß, je mehr sie angegriffen wird, sie desto mehr blühen werde und wir ihren Sinn, ihre Tiefe und Nothwendigkeit desto lebhafter empfinden werden.

Daß viele von den gewöhnlichen Beweisgründen für diese große Lehre nicht stichhaltig sind, könnte leicht dargethan werden; doch ehe nicht der ganze Gegenstand ohne Rückhalt erörtert worden, werden wir nie wissen, wie weit sie unrichtig sind und wie viel von ihnen beibehalten werden sollte. Wenn wir z. B. unsern Glauben daran von Behauptungen, die in für heilig angesehenen Büchern

enthalten sind, abhängig machen, so wird die Folge davon sein, daß, sobald diese Bücher ihren Einfluß verlieren, die Lehre in Gefahr sein wird. Ist die Grundlage geschwächt, so wird das darauf stehende Gebäude schwanken. Es ist wohl möglich, daß, im Laufe der Zeit, jede jetzt vorhandene positive und geschriebene Religion auszusterben bestimmt sei und ihr bessere folgen werden. Die Welt hat sie entstehen sehen, und wir haben keine Bürgschaft dafür, daß sie nicht deren Ende sehen werde. Alles, was dem menschlichen Geiste wesentlich ist, muß alle Stöße und Wechselfälle der Zeit überleben; Glaubenslehren aber, welche der Geist einst entbehren konnte, können ihm nicht wesentlich sein. Vielleicht haben wir kein Recht dazu, dem Urtheil unserer fernsten Nachkommen so vorzugreifen, um zu behaupten, daß irgend eine Meinung allen möglichen Formen der Civilisation wesentlich sei; jedenfalls aber haben wir mehr Grund, dies von der Lehre von einem künftigen Dasein zu glauben, als von irgend einer andern denkbaren Idee. Hüten wir uns daher, ihren Bestand dadurch zu gefährden, daß wir ihre Grundlage einengen. Seien wir wohl auf unserer Hut, wenn wir sie auf das Zeugniß der inspirirten Schriften stützen, da wir wissen, daß was zu einer Zeit geoffenbart wird, oft von dem, was zu einer andern geoffenbart wird, abweicht. Sollte das Christenthum je untergehen, so wird das Zeitalter, welches es verliert, Grund haben, die Blindheit derjenigen zu beklagen, welche die Menschheit lehren, diesen herrlichen und köstlichen Glaubenssatz nicht mit den allgemeinen Rücksichtsnahmen auf die Grundeigenschaften unserer gemeinsamen Natur, sondern mit Ueberlieferungen, Behauptungen und Urkunden, welche nicht den Stempel der Universalität an sich tragen, zu ver-

theidigen, da sie in einem Zustande der Gesellschaft für wahr und in einem andern für falsch gehalten werden.

Von derselben unsichern und schwankenden Art ist der Beweisgrund, den man aus dem Sieg der Ungerechtigkeit in dieser Welt und der daraus folgenden Nothwendigkeit, daß solche Ungerechtigkeit in einem künftigen Leben ausgeglichen werde, geschöpft hat. Denn man kann es geschichtlich beweisen, daß, wie die Civilisation vorrückt, die Straflosigkeit und die Wiedervergeltungen der Gottlosigkeit sich vermindern. In einem rohen Gesellschaftszustande wird die Tugend stets mit Füßen getreten und macht in Wirklichkeit nichts Glück, als Gewalt oder Betrug. In diesem Zustande stehen sich die ärgsten Verbrecher am besten. Auf jeder folgenden Stufe des großen Fortschrittes jedoch hat die Ungerechtigkeit immer ein gewagteres Spiel; Gewalt und Raub sind größerer Gefahr ausgesetzt; die Vorsichtsmaßregeln vermehren sich; die Aufsicht wird strenger; Tyrannei und Betrug werden öfter entdeckt, und da dem so ist, so ist es weniger vortheilhaft, sie auszuüben. In demselben Verhältniß vermehren sich die Belohnungen der Biederkeit und hellen sich die Aussichten der Tugend auf. Ein großer Theil der Macht, der Ehre und des Ruhmes, die ehedem böse Menschen genossen, wird auf die guten übertragen. Ungerechtigkeiten, welche früher der Aufmerksamkeit entgangen sein, oder falls sie bekannt worden wären, keinen Abscheu erregt haben würden, werden jetzt nicht nur vom Gesetz, sondern auch von der öffentlichen Meinung gestraft. In der That ist diese Richtung so deutlich, daß viele in Folge einer sonderbaren Gedankenverwirrung sich wirklich einreden, die Verbrechen vermehren sich, weil wir mehr von ihnen hören und sie öfter bestrafen;

wobei sie nicht sehen, wie dies nur beweist, daß wir sie nur mehr beachten und mehr hassen. Wir verdoppeln unsere Anstrengungen gegen die Ungerechtigkeit, nicht in Folge der größeren Verbreitung derselben, sondern weil wir es besser verstehen, ihr zu begegnen und entschlossener sind, sie in Schranken zu halten. Kein früheres Zeitalter hat je seine Stimme so laut gegen sie erhoben, und doch, seltsam genug, wird dieser Beweis unseres Vorzugs gegen alle frühern Zeitalter als ein Beleg dafür angeführt, daß wir ihnen nachstehen. Auf diesen Punkt werde ich anderswo zurückkommen; meine gegenwärtige Absicht, aus welcher ich ihn erwähne, ist, theils einem herrschenden Irrthum Einhalt zu thun, hauptsächlich aber, um seinen Zusammenhang mit dem uns vorliegenden Gegenstande anzudeuten. Nichts ist gewisser, als daß, wie die Gesellschaft fortschreitet, die Schwachen gegen die Mächtigen, die Ehrlichen gegen die Unehrlichen und die Gerechten gegen die Ungerechten besser beschützt werden. Wenn wir also den gewöhnlichen Beweisgrund zu Gunsten eines künftigen Lebens gelten lassen, daß die Ungerechtigkeit hienieden im Jenseits ausgeglichen werden müsse, so werden wir zu dem schrecklichen Schlusse getrieben, daß derselbe Fortschritt der Civilisation, welcher in dieser Welt die über die Ungerechtigkeit verhängten Strafen erhöht, auch die Nothwendigkeit künftiger Ausgleichung vermindern und dadurch den Boden unsers Glaubens schwächen würde. Der Schluß würde unwahr sein; allein er folgt aus den Prämissen. Mir scheint es nicht nur traurig, sondern äußerst verderblich, daß die Menschen in einem Gegenstande von so überwiegendem Interesse sich von Schlußfolgerungen imponiren lassen, welche, bis zu ihrer letzten gesetzmäßigen Folge getrieben,

ihre eigene Absicht vereiteln würden, weil sie uns nöthigen würden, zu behaupten, daß, jemehr wir in unserem sittlichen Benehmen gegen einander fortschreiten, wir uns um so weniger um eine künftige und bessere Welt kümmern würden.

Ich habe diese Ansichten deßhalb vorgebracht, um damit den allgemeinen, in diesem Essay behaupteten Satz zu rechtfertigen. Denn es leuchtet ein, daß, wenn der Stand der öffentlichen Meinung eine ungescheute Untersuchung dieser Gegenstände nicht verhinderte und nicht thörichterweise diejenigen verunglimpfte, welche Lehrsätze angreifen, die uns allen theuer sind, man den ganzen Gegenstand gründlicher verstehen würde und solche schwache Beweisgründe, wie man gewöhnlich vorbringt, längst verworfen hätte. Wenn die, welche die Unsterblichkeit der Seele läugnen, ohne den geringsten Tadel alle ihre Einwendungen auf's kühnste aussprechen dürften, so würden die Vertheidiger dieser Lehre ihre eigene Stellung überdenken und deren unhaltbare Punkte aufgeben. Dadurch würde das, was, wie ich, eine überwältigende Mehrheit von uns als eine glorreiche Wahrheit verehrt, unermeßlich gekräftigt werden. Sie würde dadurch gekräftigt werden, daß sie jenen sophistischen Beweisgründen, welche gewöhnlich zu ihren Gunsten beigebracht werden, und ihren Feinden einen unberechenbaren Vortheil geben, entzogen wird. Sie würde ferner durch das Gefühl der Sicherheit gekräftigt werden, welches die Menschen in ihren eignen Ueberzeugungen haben, wenn sie wissen, daß Alles gegen sie gesagt worden, was sich sagen läßt, und man ihren Gegnern ein billiges und freisinniges Gehör schenkt. Dies erzeugt eine Großmuth und ein vernünftiges Vertrauen,

wie es sonst nicht wohl erlangt werden kann. Solche Ergebnisse können sich aber nie einstellen, so lange wir so schüchtern oder so unehrlich sind, daß wir denen, welche unsere religiösen Meinungen angreifen, unpassende Beweggründe unterschieben. Wir können uns darauf verlassen, daß, so lange wir einen atheistischen Schriftsteller als einen Verletzer der Sittlichkeit betrachten, ja selbst so lange wir auf ihn mit Verdacht blicken, der Atheismus eine stehende und dauernde Gefahr bleiben werde, weil er, in verborgenen Winkeln lauernd, List gebrauchen muß, deren Heimlichkeit uns verhindern wird, sie zu vereiteln: er wird die Kunstgriffe anwenden, zu denen die Verfolgten genöthigt sind, ihre Zuflucht zu nehmen; er wird seine geheimen Bekehrten in solcher Anzahl zählen können, wie sie nur denen bewußt ist, welche sich mit diesem peinlichen Gegenstande beschäftigt haben; vor Allem aber, indem es ihn in den Stand setzt, sich über die Behandlung, der sie ausgesetzt waren, zu beklagen, wird der Atheismus die Theilnahme vieler hoher und edler Naturen erregen, welche ihn vielleicht in offener und männlicher Kriegführung bekämpfen würden, deren edles natürliches Gefühl es aber nicht zuläßt, mit einer Sekte zu streiten, die bedrückt, verunglimpft oder eingeschüchtert wird.

Obschon diese Abhandlung weit über meine ursprüngliche Absicht hinaus verlängert worden ist, so möchte ich sie doch nicht gerade hier schließen, wo ich Beweisgründe angegriffen habe, die eine mir über alle anderen theuere Lehre unterstützen. Gewiß ist es, daß der, welcher einen zu Gunsten irgend einer Wahrheit aufgestellten schwachen Beweisgrund vernichtet, ihr den größten Dienst leistet, da er dadurch ihre Vertheidiger nöthigt, einen kräftigeren

vorzubringen. Dennoch dürfte bei einigen der Gedanke vorherrschen, der Dienst sei ein hinterlistiger, und die schwache Seite einer Sache aufzudecken sei wahrscheinlich das Werk nicht eines Freundes, sondern eines verkappten Feindes. Theils daher, um der Mißdeutung derer zuvorzukommen, die stets bereit sind, zu mißdeuten, und theils zur Befriedigung ehrlicherer Leser, will ich es auszusprechen wagen, was, meiner Meinung nach, der sicherste und uneinnehmbarste Boden ist, auf welchem die Vertheidiger dieser großen Lehre ihre Stellung nehmen können.

Dieser Boden ist die Allgemeinheit der Neigungen; die Sehnsucht jedes Gemüths, etwas außerhalb seiner selbst zu lieben. Denn dies ist das eigentliche Band und Siegel unsrer gemeinsamen Menschheit; das goldne Glied, welches das Menschengeschlecht mit einander verknüpft und es erhält. Im Bedürfniß zu lieben und geliebt zu werden, offenbaren sich erst die höchsten Triebe unsrer Natur. Auch findet man es nicht allein bei den Guten und Tugendhaften, sondern die Erfahrung lehrt, daß es mit fast jedem Grade von Verderbtheit und fast jeder Gestalt des Lasters verträglich sei. Kein anderes Princip ist so allgemein oder so mächtig. Es ist in den rohesten und wildesten Zuständen der Gesellschaft vorhanden, und wir wissen, daß selbst blutige und Abscheu erregende Verbrechen oft nicht im Stande sind, es aus der Brust des Verbrechers zu verwischen. Es erwärmt das kälteste Gemüth und erweicht das härteste Herz. Wie schlecht auch ein Charakter geworden sein mag, so ist doch diese einzige Leidenschaft fähig, ihn vor gänzlicher Verworfenheit zu schützen und aus den niedrigsten Tiefen zu erretten. Und wenn wir von Zeit zu Zeit von einem scheinbar gut verbürgten Falle hören, wo es gänz-

lich abwesend war, so sind wir unwiderstehlich dazu getrieben, zu glauben, daß es selbst in diesem Gemüthe ungesehen verborgen liege, daß es bloß verkümmert, nicht zerstört sei, daß es irgend einen Winkel oder eine Spalte gebe, in welcher es begraben ist; das die Zugänge von außen nicht ganz verschlossen und daß, trotz widriger Umstände, die zarten Neigungen nicht so todt seien, daß es nicht möglich wäre, sie aus ihrer Erstarrung zu wecken und sie wieder zu neuem Leben anzufachen.

Betrachten wir nun die Art und Weise, wie dieses gottähnliche Grundprincip unserer Natur wirkt. So lange wir mit denen, die wir lieben, vereinigt sind, und so lange das Gefühl der Sicherheit ungeschwächt ist, so freuen wir uns, und die entfernten Folgen unsrer Liebe werden gewöhnlich vergessen, ihre Befürchtungen und Gefahren bleiben unbeachtet. Wenn aber der dunkle Tag herannaht und der Augenblick des Kummers sich einstellt, so kommen andere und doch auch wesentliche Theile unsrer Neigung mit in's Spiel. Und ist der Kampf vielleicht lang und schwer gewesen; sind wir versucht worden, uns an die Hoffnung zu klammern, wenn die Hoffnung hätte aufgegeben werden sollen; so sind wir am Ende desto mehr verwandelt und gedemüthigt. Auf den langsamen aber unvermeidlichen Fortschritt der Krankheit zu merken, zu beobachten, wie der Feind sich zum Thore hineinschleicht, zu sehen wie die Kraft allmälig abnimmt, die Glieder immer mehr wanken, die edlen Fähigkeiten nach und nach schwinden, das Auge erblaßt und seinen Glanz verliert, die Zunge stammelt, wenn sie sich vergebens bemüht, ihre Zärtlichkeit zu äußern, und wie selbst die Lippen kaum im Stande sind, mit ihrer gewohnten Freundlichkeit zu lächeln; dies zu sehen, ist in der That

schwer zu ertragen, und viele der stärksten Naturen sind dabei unterlegen. Doch wenn selbst dies vorüber ist, wenn selbst die letzten Lebenszeichen verstummt sind, wenn das letzte schwache Band zerrissen ist und nichts als die Schale und die Hülle desjenigen, was wir nur zu sehr geliebt haben, vor uns liegt, und wir die Trennung für ewig hielten, wie sollten wir dann noch uns aufrichten und leben können? Wir hätten unser Alles auf einen Wurf gesetzt und hätten den Einsatz verloren. Da, wo wir unsre Herzen niedergelegt haben, und wo unser Schatz aufbewahrt ist, brechen die Diebe ein und plündern. Mich dünkt, die Besten von uns müßten in jenem Augenblick der Trostlosigkeit unterliegen, hegten wir nicht die tiefe Ueberzeugung, daß nicht Alles wirklich vorüber sei; daß wir vorerst nur einen Theil gesehen haben, und daß noch etwas zurück bleibt. Etwas zurück; etwas, was das Auge der Vernunft nicht zu erkennen vermag, worauf aber das Auge der Liebe gerichtet ist. Was ist es, das, wie ein Schatten an uns vorüberziehend, den schmerzenden Blick anstrengt, während wir danach hinschauen? Woher kommt jenes Gefühl geheimnißvoller Genossenschaft inmitten der Einsamkeit; jenes unaussprechliche Gefühl, welches die Betrübten aufheitert? Warum wird unser Geist in solchen Zeiten auf sich selbst zurückgeworfen und hat, indem er es wird, eine Ahnung von einem andern und höhern Dasein? Wenn dies eine Täuschung ist, so ist es eine solche, welche die Neigungen selbst geschaffen haben, und wir müssen glauben, daß die reinsten und edelsten Elemente unsrer Natur sich verschwören, uns zu täuschen. So gewiß, wie wir das verlieren, was wir lieben, so gewiß verschmilzt die Hoffnung mit dem Schmerz. Daß ein Mann, der ganz allein stände,

sich für sterblich halten würde, kann ich mir wohl vorstellen. Warum nicht? In Folge seiner Einsamkeit würden seine sittlichen Fähigkeiten unentwickelt bleiben, und nur aus ihnen könnte er ja die Unsterblichkeitslehre schöpfen. Es giebt weder in dem Mechanismus der materiellen Welt, noch in dem großen Bereiche und Umfang der Wissenschaft etwas, was uns davon unterrichten kann. Der so glorreiche und auf seinem eigenen Gebiete faßt allmächtige menschliche Geist kennt sie nicht. Denn, das Amt und die Function des Geistes ist es, jene Schritte zu thun und jene Verbesserungen, sei es speculative oder praktische, welche den Fortschritt der Völker beschleunigen und denen wir das erhabene und imposante Gebäude der neueren Civilisation verdanken, in's Leben zu rufen. Allein diese geistige, den Zustand des Menschen bestimmende Bewegung hat nicht denselben Einfluß auf den Zustand der Menschen. Was in der Masse am mächtigsten ist, das verliert im Einzelwesen seine Herrschaft. Es gilt ein Gesetz für die getrennten Elemente; ein anderes für die ganze Mischung. Das geistige Princip tritt in Bezug auf die Masse, das sittliche in Bezug auf den Einzelnen deutlich hervor. Und von allen sittlichen Gefühlen, welche den menschlichen Charakter zieren und erheben, ist der Liebestrieb gewiß das lieblichste, mächtigste und allgemeinste. Wenn wir demnach nicht behaupten wollen, daß dieser unser schönster und kostbarster Besitz so trügerischer Art sei, daß man seinen Eingebungen nicht trauen dürfe, so können wir uns schwerlich dem Schlusse entziehen, daß, insofern sie zu allen Zeiten, bei allen Kenntnißgraden und allen Verschiedenheiten der Religion dieselben sind, sie auf ihrem Antlitz den Stempel der

Wahrheit tragen und zugleich die Bedingungen und Folgen unsers Seins sind.

Auf dieses Gefühl der Unsterblichkeit also, welches die Neigungen uns einflößen, möchte ich als den besten Beweis für die Wirklichkeit eines künftigen Lebens mich berufen. Vielleicht giebt es andere Beweise, welche andere Menschen und andere Zeiten an's Licht bringen dürften. Ehe dies aber geschehen kann, wird man den ganzen Gegenstand von neuem eröffnen müssen, damit er mit Kühnheit und doch mit Ruhe erörtet werde; was indessen nicht möglich ist, so lange man die, welche den Glauben an die Seelenfortdauer angreifen, brandmarkt, weil sie in Folge dieser ungerechten Behandlung meistens entweder furchtsam oder leidenschaftlich sein werden. Wie schädlich und ungerecht eine solche Brandmarkung ist, habe ich hoffentlich klar gemacht, und auf diesen Theil der Frage brauche ich nicht zurückzukommen. Nur eins möchte ich wiederholen, weil ich es, aufrichtig gesagt, für höchst wichtig halte. Auf's dringendste möchte ich nämlich diejenigen, welche die Unsterblichkeitslehre werth halten, darum ersuchen, sie ja nicht, wie es zu oft geschieht, mit Beweisgründen zu vertheidigen, welche eine schwächere Basis haben, als die Lehre selbst. Ich wünsche diesen glorreichen Glaubenssatz der Gerichtsbarkeit einer engherzigen und sectirischen Theologie entrissen zu sehen, welche, indem sie thörichterweise einer einzigen Religion den Besitz aller Wahrheit zuschreibt, andere Religionen für falsch erklärt und die herrlichsten Gegenstände dadurch herabwürdigt, daß sie dieselben in ihren eignen kleinen Gesichtskreis einengt. Jeder Glaube, welcher lange bestanden und eine große Rolle gespielt hat, enthält eine große Summe von Wahrheit, sonst würde er

sich im menschlichen Geist nicht so lange behauptet haben. Anzunehmen indessen, irgend einer enthalte die ganze Wahrheit, heißt annehmen, daß, sobald dieser Glaube ausgesprochen, die Grenzen der Offenbarung erreicht und die Kraft derselben erschöpft war. Nichts rechtfertigt eine solche Annahme. Im Gegentheil zeigt die Geschichte der Menschheit, wenn man lange Zeiträume derselben vergleicht, einen sehr langsamen Fortschritt im Charakter hintereinanderfolgender Religionen; so daß, wenn wir aus der Vergangenheit schließen, wir ein Recht zu hoffen haben, der Fortschritt werde andauern und spätere Religionen werden die unsrige übertreffen. Wenn wir das Wort Religion in seinem gewöhnlichen Sinne gebrauchen, so finden wir, daß die religiösen Meinungen der Menschen von einer unermeßlichen Mannigfaltigkeit von fortwährend sich verändernden Umständen abhängen. Daher kommt es, daß Alles, was blos auf diesen Meinungen beruht, etwas Vergängliches und Veränderliches an sich hat. Wohl mögen die daher, welche in die Ferne hinausschauen, mit Bangigkeit erfüllt werden, wenn sie eine Lehre, wie die der Unsterblichkeit der Seele, auf diese Weise vertheidigt sehen. Solche Vertheidiger laden eine schwere Verantwortlichkeit auf sich. Sie bringen ihre eigene Sache in Gefahr, sie machen das Wesentliche vom Zufälligen abhängig, sie unterstützen das Bleibende mit dem Vergänglichen und suchen mit ihren Büchern, Glaubenssätzen, Ueberlieferungen, Urkunden und andern vergänglichen Erfindungen das zu beweisen, was der Welt bekannt war, ehe diese vorhanden waren, und was, wenn sie ausstürben, immer noch bekannt und das gemeinsame Erbtheil des Menschengeschlechts sowie der Trost noch ungeborener Myriaden bleiben wird.

Anmerkung zu S. 59.

Ὅτι δὲ ἐκ τῶν πρότερον εἰρημένων οἱ λόγοι, καὶ διὰ τούτων, καὶ πρὸς ταῦτα, μία μὲν πίστις ἡ διὰ τῆς ἐπαγογῆς. Εἰ γάρ τις ἐπισκοποίη ἑκάστην τῶν προτάσεων καὶ τῶν προβλημάτων· φαίνοιτ᾽ ἂν ἢ ἀπὸ τοῦ ὅρου, ἢ ἀπὸ τοῦ ἰδίου, ἢ ἀπὸ τοῦ συμβεβηκότος γεγενημένη. — Aristotelis Topicorum lib. i. cap. vi., Lipsiae, 1832, p. 104.

Διωρισμένων δὲ τούτων, χρὴ διελέσθαι, πόσα τῶν λόγων εἴδη τῶν διαλεκτικῶν. Ἔστι δὲ τὸ μὲν ἐπαγωγή, τὸ δὲ συλλογισμός. Καὶ συλλογισμὸς μὲν τί ἐστιν, εἴρηται πρότερον. Ἐπαγωγὴ δὲ ἡ ἀπὸ τῶν καθέκαστα ἐπὶ τὰ καθόλου ἔφοδος· οἷον, εἰ ἔστι κυβερνήτης ὁ ἐπιστάμενος κράτιστος, καὶ ἡνίοχος· καὶ ὅλως ἐστὶν ὁ ἐπιστάμενος περὶ ἕκαστον ἄριστος. — Aristot. Topic. lib. i. cap. x. p. 108.

Ἐὰν δὲ μὴ τιθῇ, δι᾽ ἐπαγωγῆς ληπτέον, προτείνοντα ἐπὶ τῶν κατὰ μέρος ἐναντίων. Ἢ γὰρ διὰ συλλωγισμοῦ, ἢ δι᾽ ἐπαγωγῆς τὰς ἀναγκαίας ληπτέον· ἢ τὰς μὲν ἐπαγωγῇ, τὰς δὲ συλλογισμῷ. ὅσαι δὲ λίαν προφανεῖς εἰσι, καὶ αὐτὰς προτείνοντα. Ἀδηλότερόν τε γὰρ ἀεὶ ἐν τῇ ἀποστάσει καὶ τῇ ἐπαγωγῇ τὸ συμβεσόμενον· καὶ ἅμα τὸ αὐτὰς τὰς χρησίμους προτεῖναι καὶ μὴ δυνάμενον ἐκείνως λαβεῖν, ἕτοιμον. Τὰς δὲ παρὰ ταύτας εἰρημένας ληπτέον μὲν τούτων χάριν· ἑκάστῃ δὲ ὧδε χρηστέον. Ἐπάγοντα μὲν ἀπὸ τῶν καθέκαστα ἐπὶ τὰ καθόλου, καὶ τῶν γνωρίμων ἐπὶ τὰ ἄγνωστα. — Aristot. Topic lib. viii. cap. i. pp. 253, 254.

Ἐπεὶ δὲ πᾶσα πρότασις συλλογιστικὴ ἢ τούτων τίς ἐστιν, ἐξ ὧν ὁ συλλογισμός, ἢ τινος τούτων ἕνεκα· δῆλον δ᾽, ὅταν ἑτέρου χάριν λαμβάνεται τῷ πλείῳ τὰ ὅμοια ἐρωτᾷν· (ἢ γὰρ δι᾽ ἐπαγωγῆς, ἢ δι᾽ ὁμοιότητος, ὡς ἐπὶ τὸ πολὺ τὸ καθόλου λαμβάνουσι·) τὰ μὲν καθέκαστα παντα θετέον, ἂν ᾖ ἀληθῆ καὶ ἔνδοξα. — Aristot. Topic. lib. viii. cap. vii. p. 267.

Τῇ μὲν οὖν καθόλου θεωροῦμεν τὰ ἐν μέρει, τῇ δὲ οἰκεία οὐκ ἴσμεν. Ὥστ᾽ ἐνδέχεται καὶ ἀπατᾶσθαι περὶ αὐτά· πλὴν οὐκ ἐναντιως, ἀλλ᾽ ἔχειν μὲν τὴν καθόλου, ἀπατᾶσθαι δὲ τῇ κατὰ μέρος. — Aristotelis Analytica Priora, lib. ii. cap. xxiii, Lipsiae, 1832, p. 134.

Ἅπαντα γὰρ πιστεύομεν ἢ διὰ συλλογισμοῦ, ἢ ἐξ ἐπαγωγῆς. Ἐπαγωγὴ μὲν οὖν ἐστι καὶ ὁ ἐξ ἐπαγωγῆς συλλογισμὸς τὸ διὰ τοῦ ἑτέρου θάτερον ἄκρον τῷ μέσῳ συλλογίσασθαι. — Aristot. Analyt. Priora. lib. ii. cap. xxv. p. 138.

Φανερὸν δὲ καὶ, ὅτι, εἴ τις αἴσθησις ἐκλέλοιπεν, ἀνάγκη, καὶ ἐπιστήμην τινὰ ἐκλελοιπέναι, ἣν ἀδύνατον λαβεῖν. εἴπερ μανθάνομεν

ἢ ἐπαγωγῇ, ἢ ἀποδείξει. Ἔστι δ' ἡ μὲν ἀπόδειξις ἐκ τῶν καθόλου, ἡ δ' ἐπαγωγὴ ἐκ τῶν κατὰ μέρος· ἀδύνατον δὲ τὰ καθόλου θεωρῆσαι, εἰ μὴ δι' ἐπαγωγῆς· (ἐπεὶ καὶ τὰ ἐξ ἀφαιρέσεως λεγόμενα ἔσται δι' ἐπαγωγῆς γνώριμα, ἐάν τις βούληται γνώριμα ποιεῖν, ὅτι ὑπάρχει ἑκάστῳ γένει ἔνια, καὶ εἰ μὴ χωριστά ἐστιν, ᾗ τοιον δὲ ἕκαστον.) ἐπαχθῆναι δὲ μὴ ἔχοντας αἴσθησιν ἀδύνατον. Τῶν γὰρ καθέκαστον ἡ αἴσθησις· οὐ γὰρ ἐνδέχεται λαβεῖν αὐτῶν τὴν ἐπιστήμην· οὔτε γὰρ ἐκ τῶν καθόλου ἄνευ ἐπαγωγῆς, οὔτε διὰ τῆς ἐπαγωγῆς ἄνευ τῆς αἰσθήσεως. — *Aristotelis Analytica Posteriora*, lib. i. cap. xviii., Lipsiae, 1832, p. 117.

Καὶ ἡ μὲν καθόλου νοητή. ἡ δὲ κατὰ μέρος εἰς αἴσθησιν τελευτᾷ. *Analyt. Post.*, lib. i. cap. xxiv. p. 191.

Alles, was Aristoteles von der Induction wußte, ist in diesen Stellen enthalten. Was er in seiner Metaphysik darüber sagt, ist unbestimmter ausgedrückt oder vielleicht ist der Text corrumpirter. Man kann jedoch den Anfang des ersten Buches nachsehen.

Der Einfluß der Frauen auf die Fortschritte der Wissenschaft*).

Der Gegenstand, über welchen ich es unternommen habe zu sprechen, ist der Einfluß der Frauen auf die Fortschritte der Wissenschaft, ohne Zweifel eine der anziehendsten Fragen, die man irgend einer Versammlung vorlegen kann. In der That, sie ist nicht nur sehr anziehend, sondern auch äußerst wichtig. Wenn wir sehen, wie die Wissenschaft die Menschheit civilisirt hat; wie jedem großen Schritte im Gange und Fortschritte der Völker jedesmal ein entsprechender Schritt in ihrer Erkenntniß vorangegangen ist; wenn wir überdies wahrnehmen, daß die Frauen immer einflußreicher werden; so muß uns viel daran liegen, das Verhältniß ihres Einflusses zu unserer Erkenntniß zu ermitteln. Auf allen Seiten, in allen socialen Erscheinungen, in der Erziehung der Kinder, im Ton und Geist der Literatur, in den Umgangsformen und Gebräuchen des Lebens, ja, selbst im Verfahren der Gesetzgeber, in der Geschichte der Gesetzbücher und in den Entscheidungen der Richter finden wir vielfache Beweise, daß die Frauen sich allmälig Bahn brechen und sich zwar langsam, aber sicher, eine bessere Stellung erringen, als sie je bisher einge-

*) Ein in der Royal Institution, Freitag den 19. März 1858, gehaltener Vortrag.

nommen haben. Dies ist eine der vielen Eigenthümlichkeiten, welche die heutige Civilisation auszeichnen, und welche erkennen lassen, wie grundverschieden die vorgeschrittensten Länder der Gegenwart von denen früherer Zeiten sind. Unter den berühmtesten Völkern des Alterthums nahmen die Frauen eine sehr untergeordnete Stellung ein. Das glänzendste und dauerhafteste Denkmal des römischen Reichs und das edelste Geschenk, welches Rom der Nachwelt hinterlassen hat, ist seine Rechtslehre: ein großes und harmonisches, mit vollendetem Geschick ausgearbeitetes System, dem wir unsere reinsten und weitesten Begriffe vom bürgerlichen Rechte verdanken. Abgesehen von dem großen Einfluß, den dieses System noch heute in Frankreich und Deutschland ausübt, hat es unsere aufgeklärtesten Juristen am besten belehrt, und, wie Bracton unter den älteren, so Somers, Hardwicke, Mansfield und Stowell unter den neueren in Stand gesetzt, durch seine Verfeinerung die rauhen Grundsätze unserer sächsischen Vorfahren zu mildern und die plumperen Principien des alten Gewohnheitsrechtes den jetzigen Erfordernissen des Lebens anzupassen. Gleichwohl ist dieses unvergängliche Denkmal menschlichen Scharfsinnes seltsamerweise so gröblich ungerecht gegen die Frauen, daß ein großer Schriftsteller, der über das Gesetzbuch geschrieben, trefflich bemerkt hat, die Frauen werden nicht als Personen, sondern als Sachen darin betrachtet; so vollständig waren sie aller ihrer Rechte beraubt und der Herrschaft ihrer stolzen und herrschsüchtigen Gebieter unterworfen. Was die andere große Nation des Alterthums betrifft, so brauchen wir blos die Literatur der alten Griechen durchzugehen, um zu sehen, mit welcher vornehmen Miene, mit welcher kühlen und stolzen Ver-

achtung, ja sogar mit welchem spöttischen und beißenden Hohne die Frauen von diesem lebhaften und geistreichen Volke behandelt wurden. Anstatt sie als ihre Gefährtinnen zu schätzen, betrachteten sie dieselben als ihr Spielzeug. Welchen geringen Antheil die Frauen wirklich an der Entwickelung der griechischen Civilisation hatten, kann man aus der sonderbaren Thatsache entnehmen, daß ihr Einfluß, dürftig wie er war, seine Höhe nicht einmal in den civilisirtesten Zeiten oder in den civilisirtesten Gegenden erreichte. Im neueren Europa hat der Einfluß der Frauen fast gleichen Schritt mit der Verbreitung der Civilisation gehalten, und sind beide mit fast gleicher Schnelle vorgerückt. Vergleicht man aber die Schilderung des griechischen Lebens im Homer mit der, welche im Platon und seinen Zeitgenossen zu finden ist, so wird man von einem gänzlich umgekehrten Verhältniß überrascht werden. Zwischen Platon und Homer verlief nach der gewöhnlichen Berechnung ein Zeitraum von wenigstens vier Jahrhunderten, während welcher die Griechen viele beachtenswerthe Fortschritte in den Künsten des Lebens sowie in den verschiedenen Zweigen der speculativen und praktischen Wissenschaften machten. Weit entfernt davon indessen, daß die Frauen an dieser Bewegung Theil genommen hätten, finden wir, daß sie in dem von Platon und seinen Zeitgenossen dargestellten Zustande der Gesellschaft augenscheinlich zurückgegangen waren; denn ihr Einfluß war damals geringer, als in dem älteren und roheren Zeitalter, welches Homer geschildert hat. Diese Thatsache beleuchtet die Frage hinsichtlich der Zeit; eine andere beleuchtet die hinsichtlich der Oertlichkeit. In Sparta besaßen die Frauen mehr Einfluß, als in Athen, obschon die Spartaner roh und un-

wissend, die Athenienser aber gebildet und kenntnißreich waren. Es würde ein interessanter Gegenstand sein, die Ursachen dieser Inconsequenzen zu untersuchen; allein es genügt, Ihre Aufmerksamkeit auf sie, als auf einen der vielen Beweise hinzulenken, daß die gerühmten Civilisationen des Alterthums ganz besonders einseitig waren, und daß sie fielen, weil die Gesellschaft nicht in allen ihren Theilen vorrückte, sondern einige ihrer Bestandtheile opferte, um den Fortschritt der anderen zu sichern.

In der heutigen europäischen Gesellschaft haben wir glücklicherweise kein ähnliches Beispiel, und fragen wir jetzt, welcher Art der Einfluß der Frauen auf diese Gesellschaft war, so wird jedermann einräumen, daß er im Ganzen ein äußerst wohlthätiger gewesen. Er hat verhindert, daß das Leben zu ausschließlich praktisch und selbstsüchtig werde, und es vor der Ausartung in einen geistlosen und eintönigen Schlendrian dadurch gerettet, daß er ihm ein ideelles und romantisches Element beigegeben hat. Dieses Element hat die Heftigkeit der Männer gemildert, ihre Sitten veredelt, ihre Grausamkeit vermindert. So weit ist der Gewinn vollständig und unleugbar. Fragen wir aber, welcher Art ihr Einfluß nicht sowohl auf die allgemeinen Interessen der Gesellschaft, als auf eines dieser Interessen, den Fortschritt der Wissenschaft nämlich, gewesen sei, so liegt die Antwort nicht so nahe. Um aufrichtig zu sein, muß man nämlich eingestehen, daß keines der größten Werke, welche die Menschheit belehren und entzücken, von Frauen geschaffen worden. In der Dichtkunst, der Malerei, der Bildhauerei und der Musik sind die vorzüglichsten Schöpfungen das Werk von Männern. Kein Weib, in wie günstiger Lage sie sich auch befunden

haben mag, hat eine Entdeckung gemacht, die wichtig genug wäre, eine Epoche in den Annalen des menschlichen Geistes zu bezeichnen. Dies sind Thatsachen, die sich nicht bestreiten lassen, und aus denen man eine sehr strenge und entschiedene Folgerung gezogen hat. Man hat aus ihnen gefolgert, und hervorragende Schriftsteller haben es offen ausgesprochen, daß den Frauen die höchsten Formen der Erkenntniß abgehen; daß solche Dinge gänzlich außer ihrem Bereiche liegen; daß sie sich auf das praktische, sittliche und häusliche Leben, welches zu veredeln und verschönern ihre Aufgabe sei, beschränken sollten; daß sie aber keinerlei Einfluß, weder mittelbar noch unmittelbar, auf die Fortschritte der Wissenschaft auszuüben vermögen, und daß, wenn sie einen solchen auszuüben suchten, sie nicht nur ihr Ziel verfehlen, sondern auch das Feld ihrer wirklich nützlichen und ihnen zukommenden Thätigkeit dadurch verengen würden.

Ich will es nun sofort und gleich am Anfang erklären, daß ich heute Abend mit der Absicht vor Ihnen erscheine, diesen Satz, den ich für ebenso unphilosophisch wie gefährlich erachte, zu bekämpfen: ich halte ihn für ebenso falsch in der Theorie, wie schädlich in der Praxis. Ich glaube und hoffe, ehe wir uns trennen, Sie zu überzeugen, daß, so fern davon, wenig oder gar keinen Einfluß auf die Fortschritte der Wissenschaft auszuüben, die Frauen im Gegentheil fähig sind, einen ganz bedeutenden Einfluß darauf auszuüben und ihn thatsächlich ausgeübt haben; ferner, daß dieser Einfluß in Wirklichkeit so groß ist, daß es kaum möglich ist, ihm Grenzen zu stecken, und daß er, so groß er auch ist, mit Vortheil noch vergrößert werden könne. Auch hoffe ich Sie noch ferner zu überzeugen, daß

dieser Einfluß nicht etwa blos von Zeit zu Zeit in seltenen, plötzlichen und vorübergehenden Wallungen sich gezeigt hat, sondern vielmehr vermöge gewisser der menschlichen Natur angeborener Gesetze wirkt, und daß, obschon er nur als Grundstrom unter der Oberfläche thätig und flüchtigen Beobachtern daher unsichtbar ist, er doch schon die wichtigsten Ergebnisse hervorgebracht und die Gestalt, das Gepräge und die Summe unseres Wissens beeinflußt hat.

Um diesen Gegenstand klar zu machen, müssen wir vor allem verstehen, was Wissen ist. Einige, die auf ihren gewöhnlichen Menschenverstand — und sobald sich jemand dessen sehr rühmt, so kann man ziemlich sicher sein, daß er weder viel gewöhnlichen noch ungewöhnlichen Verstand besitzt — stolz sind, werden Ihnen sagen, daß alles Wissen in Thatsachen bestehe, daß alles Andere eitel Geschwätz und Theorie sei, und nichts Werth habe, außer Thatsachen. Die, welche soviel vom Werthe der Thatsachen reden, mögen vielleicht verstehen, was eine Thatsache ist; sie verstehen aber augenscheinlich nicht, was Werth bedeutet; denn der Werth eines Dinges ist keine dem Dinge innewohnende Eigenschaft, noch ein Bestandtheil desselben, sondern einfach sein Verhältniß zu irgend einem andern Dinge. Wir sagen z. B., ein Fünfschilling-Stück hat einen gewissen Werth, dieser liegt aber nicht in der Münze. Wenn dem so wäre, wo ist er denn? Unsere Sinne können den Werth nicht ergreifen. Wir können ihn weder sehen, noch hören, noch fühlen, noch schmecken, noch riechen. Der Werth besteht einzig und allein in dem Verhältniß, welches das Fünfschilling-Stück zu etwas Anderem hat. Ebenso was die Thatsachen betrifft. Thatsachen, als solche, haben keinerlei Werth, sondern sind lediglich eine

Masse unnützen Plunders. Der Werth einer Thatsache ist kein Element oder Bestandtheil derselben, sondern seine Beziehung zum Gesammtvorrath unserer gegenwärtigen oder noch zu erlangenden Kenntnisse. Thatsachen haben daher blos einen möglichen und gleichsam künftigen Werth, und der einzige Vortheil, der aus ihrem Besitze erwächst, ist die Möglichkeit, Schlüsse aus ihnen zu ziehen: in andern Worten, sich zur Idee, zum Grundsatz, zu dem sie beherrschenden Gesetze zu erheben. Unsere Kenntnisse bestehen nicht aus Thatsachen, sondern aus den Beziehungen, welche Thatsachen und Ideen zu sich selbst und zu einander haben; und wirkliche Erkenntniß liegt nicht in einer Bekanntschaft mit Thatsachen, was nur zum Pedanten, sondern in der Benutzung der Thatsachen, was zum Philosophen macht.

Betrachten wir die Kenntnisse auf diese Weise, so werden wir finden, daß sie in Methode, Wissenschaft und Kunst zerfallen. Von der Methode will ich sogleich sprechen; vorerst aber will ich die Schranken der andern beiden Abtheilungen angeben. Der unmittelbare Zweck aller Kunst ist entweder die Lust oder der Nutzen. Der nächste Zweck aller Wissenschaft ist einzig und allein die Wahrheit. So wie nun Kunst und Wissenschaft verschiedene Zwecke haben, so haben sie auch verschiedene Vermögen. Die Kunst hat das Vermögen, die Ereignisse zu verändern; die Wissenschaft, sie vorauszusehen. Die Erscheinungen, mit denen wir umgehen, werden von der Kunst beherrscht; von der Wissenschaft aber vorher verkündet. Je vollständiger eine Wissenschaft, um so größer ist ihre Macht der Vorhersagung; je vollständiger eine Kunst ist, desto größer ihre Macht der Beherrschung. Die Sternkunde z. B. wird die Königin der Wissenschaften

genannt, weil sie die vorgerückteste von allen ist; und der Sternkundige, der freilich auf alle Hoffnung verzichtet, die Erscheinungen zu beherrschen oder zu verändern, weiß häufig, welcher Art die Erscheinungen sein werden, lange ehe sie wirklich eintreten; hier beweist also sein langes Vorherwissen die Genauigkeit seiner Wissenschaft. Ebenso können wir in der Wissenschaft der Mechanik vorausbestimmen, daß unter gewissen gegebenen Umständen gewisse Ergebnisse folgen müssen. Sobald wir aber das gethan haben, hört unsere Wissenschaft auf und beginnt unsere Kunst. Von diesem Augenblick an kommt der Nützlichkeitszweck und das Beherrschungsvermögen mit in's Spiel, so daß wir als Mechaniker das ändern, was wir in der Wissenschaft der Mechanik zufrieden waren vorauszusehen.

Eine der augenfälligsten Bestrebungen der fortschreitenden Civilisation ist es, dem durch die Kunst vertretenen Beherrschungsvermögen eine wissenschaftliche Grundlage zu geben und so dem Vorhersagungsvermögen neuen Vorrang zu gewähren. Auf der frühesten Stufe der Gesellschaft giebt es viele Künste, aber keine Wissenschaften. Etwas später fängt die Wissenschaft an aufzutreten, und bei jedem folgenden Schritte macht sich ein gesteigerter Wunsch bemerklich, die Kunst unter die Herrschaft der Wissenschaft zu stellen. Denen, welche die Geschichte des menschlichen Geistes studirt haben, ist dieses Streben so wohl bekannt, daß ich mich kaum damit aufzuhalten brauche, es zu beweisen. Das bemerkenswertheste Beispiel vielleicht liefert der Ackerbau, welcher Jahrtausende lang eine bloße, auf den überlieferten Maximen der Erfahrung beruhende, empirische Kunst war, welche die Chemiker aber im gegenwärtigen Jahrhundert ihrer Gerichtsbarkeit

unterzogen haben, so daß die praktische Kunst des Bodendüngens durch naturwissenschaftliche Gesetze erklärt ist. Der nächste Schritt wird wahrscheinlich der sein, daß man einen andern Theil der Ackerbaukunst unter die Herrschaft der Meteorologie bringt; was geschehen wird, sobald man die Bedingungen, von denen die Witterungsveränderungen abhängen, auf so allgemeine Regeln gebracht haben wird, daß sie uns in den Stand setzen werden, das Wetter voraus zu bestimmen. Die allgemeine Schlußfolgerung daher, ebensowohl wie die Geschichte dessen, was wirklich geschehen ist, rechtfertigen uns zu sagen, daß die höchste, die reifste und wichtigste Form der Erkenntniß die sei, wissenschaftliche Folgen vorhersagen zu können: auf diese Form daher werde ich das, was ich über den Einfluß der Frauen vorzubringen habe, beschränken. Der Punkt, den ich zu beweisen versuchen werde, ist der, daß es im Geiste der Frauen ein natürliches, leitendes und wahrscheinlich unzerstörbares Element giebt, welches sie befähigt, nicht etwa wissenschaftliche Entdeckungen zu machen, sondern den wichtigsten und heilsamsten Einfluß auf die Methode, durch welche Entdeckungen gemacht werden, auszuüben. Da nun alle die Philosophie der Methode betreffende Fragen die eigentliche Wurzel unserer Erkenntniß bilden, so will ich vorerst, so gedrängt wie möglich, die einzigen zwei Methoden, durch welche wir zur Wahrheit gelangen, erwähnen.

Der wissenschaftliche Forscher, der diesen Namen wirklich verdient, d. h. derjenige, dessen Ziel lediglich die Wahrheit ist, hat nur zwei Wege, auf denen er es erreichen kann. Er kann entweder von der äußern Welt zur innern, oder von der innern zur äußern übergehen.

Im erstern Falle erforscht er die seinen Sinnen sich darbietenden Thatsachen, um zu einer wahren Idee von ihnen zu gelangen; im letztern erforscht er die bereits in seinem Geiste sich vorfindenden Ideen, um die vermittelst der Sinne wahrgenommenen Thatsachen zu erklären. Beginnt er mit den Thatsachen, so ist seine Methode inductiv; beginnt er mit den Ideen, so ist sie deductiv. Der inductive Philosoph sammelt Erscheinungen entweder vermittelst der Beobachtung oder des Versuchs, und erhebt sich von ihnen zu dem allgemeinen sie erklärenden und deckenden Grundsatz oder Gesetz. Der deductive Philosoph schöpft den Grundsatz aus den in seinem Geiste bereits vorhandenen Ideen und erklärt die Erscheinungen, indem er zu ihnen hinabsteigt, anstatt sich von ihnen aus zu erheben. Mehrere hervorragende Denker haben behauptet, jede Idee sei ein Ergebniß der Induction, und die Axiome der Geometrie z. B. seien das Erzeugniß früherer und unbewußter Beobachtung. Ebenso behauptet Mill in seiner großen „Logik", alle Schlußfolgerung gehe in Wirklichkeit vom Besondern zum Besondern, und der Obersatz jedes Syllogismus sei blos eine Verzeichnung und Eintragung vorher erlangter Erkenntniß. Ob dies wahr sei, oder ob wir, wie eine andere Schule von Denkern behauptet, Ideen vor der Erfahrung haben, das ist eine Frage, über die man zwar heiß gestritten hat, welche wir aber, wie ich glaube, mit den gegenwärtigen Hülfsmitteln unsrer Erkenntniß nicht zu beantworten vermögen; jedenfalls beabsichtige ich jetzt nicht, dies zu versuchen. Es genügt zu sagen, daß wir die Geometrie eine deductive Wissenschaft nennen, weil, selbst wenn man zu ihren Axiomen auf inductivem Wege gelangt, das inductive Verfahren dabei doch äußerst unbedeutend ist, und

wir uns dessen nicht bewußt sind; während die deductiven Schlußfolgerungen den Hauptheil und die Schwierigkeit der Wissenschaft bilden.

Um Ihnen nun diesen Unterschied nahe zu führen, will ich ihn durch ein Beispeil von der deductiven und von der inductiven Untersuchung eines und desselben Gegenstandes beleuchten. Angenommen, es wünschte jemand, der über die sogenannte sociale Wissenschaft schreibt, den Einfluß der verschiedenen Arten der Geistesthätigkeit auf die durchschnittliche Lebensdauer abzuschätzen und fragte, indem er die entgegengesetzten Beschäftigungen der Dichter und Mathematiker als Beispiel nimmt, wer von ihnen am längsten lebe. Wie soll er die Frage lösen? Wenn er inductiv verfährt, so wird er zunächst die Thatsachen sammeln, d. h. er wird die Biographieen der Dichter und Mathematiker in den verschiedenen Zeitaltern, Klimaten und Gesellschaftszuständen durchstöbern, um so vorerst die Störungen, welche aus Umständen, die mit seinem Gegenstande nicht zusammenhängen, entstehen, auszuscheiden. Dann wird er die Ergebnisse in die statistische Form der Sterblichkeitstabellen einkleiden, und bei der Vergleichung wird er finden, daß, ungeachtet der außerordentlich großen Mannigfaltigkeit der von ihm untersuchten Umstände, es einen allgemeinen Durchschnitt giebt, welcher ein erfahrungsmäßiges Gesetz bildet und beweist, daß die Mathematiker im Ganzen länger leben, als die Dichter. Dies ist die inductive Methode. Andererseits wird der deductive Forscher durch eine gänzlich verschiedene Methode genau zu dem nämlichen Schluß gelangen. Er wird folgendermaßen schließen: die Dichtung beschäftigt die Einbildungskraft, die Mathematik aber den Verstand. Nun ist es aufregen-

der, die Einbildungskraft in Thätigkeit zu halten, als den Verstand arbeiten zu lassen, und was regelmäßig aufregt, das ist gewöhnlich ungesund. Was aber gewöhnlich ungesund ist, das muß das Leben verkürzen; daher muß das Dichten mehr als die Mathematik dazu beitragen, das Leben zu verkürzen, und daher werden die Dichter im Ganzen früher sterben als die Mathematiker.

Sie sehen jetzt den Unterschied zwischen Induction und Deduction, und bemerken auch, daß beide Methoden ihren Werth haben, und ein Schluß bedeutend an Kraft gewinnen muß, wenn wir auf zwei so verschiedenen Wegen zu ihm gelangen können. Um dies mit der uns vorliegenden Frage in Verbindung zu bringen, will ich suchen zwei Sätze festzustellen. Der erste ist, daß die Frauen von Natur die deductive Methode der inductiven vorziehen. Der zweite ist, daß die Frauen dadurch, daß sie deductive Denkgewohnheiten in den Männern befördern, dem Fortschritte der Wissenschaft einen unermeßlichen, wenn auch unbewußten Dienst geleistet, insofern sie nämlich wissenschaftliche Forscher daran verhindert haben, so ausschließlich inductiv zu sein, wie sie es sonst gewesen wären.

Was die Behauptung betrifft, daß die Frauen von Natur mehr deductiv, und die Männer mehr inductiv seien, so werden Sie sich erinnern, daß die Induction den besondern Thatsachen, die Deduction hingegen den allgemeinen Sätzen oder Ideen den ersten Platz einräumt. Es giebt nun mehrere Gründe, weßhalb die Frauen die deductive und, wenn ich so sagen darf, ideelle Methode vorziehen. Sie sind erstens erregbarer, enthusiastischer und phantasiereicher, als die Männer, sie leben daher mehr in einer ideellen Welt, während die Männer mit ihren

kälteren, härteren und strengeren Organisationen praktischer sind und mehr unter der Herrschaft der Thatsachen stehen, denen sie folglich eine höhere Bedeutung zuschreiben. Ein zweiter Grund, weßhalb die Frauen mehr zur Deduction neigen, ist der, daß sie mehr sogenannte Intuition besitzen. Ihr Blick reicht nicht so weit, wie der der Männer, was sie aber sehen, das sehen sie rascher. Daher sind sie stets versucht, sich einer Idee sofort zu bemächtigen und ein Problem plötzlich zu lösen, wodurch sie sich also von dem inductiven Forscher mit seinem langsameren und mühsameren Aufsteigen unterscheiden.

Daß die Frauen deductiver als die Männer sind, weil sie rascher denken als die Männer, das ist ein Satz, der bei Manchen keinen Beifall findet, und dennoch kann er auf verschiedene Arten bewiesen werden. In der That, nichts könnte seiner allgemeinen Annahme im Wege stehen, ausgenommen die Thatsache, daß die merkwürdige Raschheit, mit welcher die Frauen denken, durch das elende, verächtliche, abgeschmackte System, das man ihre Erziehung nennt, bei welchem werthvolle Dinge ihnen sorgfältig vorenthalten und geringfügige sorgfältig beigebracht werden, abgestumpft wird, bis ihr feiner und lebhafter Geist zu oft unwiederherstellbar geschädigt ist. Daher kommt es, daß die größere Lebhaftigkeit der Frauen bei den niederen Ständen noch besser zu bemerken ist, als bei den höheren. Ein ausgezeichneter Arzt, Dr. Currie, erwähnt in einem seiner Briefe, daß, so oft ein Arbeiter mit seiner Frau zu ihm kam, um ihn um Rath zu fragen, er jedesmal von der Frau die klarste und genaueste Auskunft erhielt, während der Intellect des Mannes sich zu langsam dazu bewegte. Hierzu kann ich noch eine Bemerkung hinzufügen, die viele Reisende

gemacht haben, und deren Wahrheit jeder erproben kann. Es ist die, daß, wenn man in einem fremden Lande ist, und eine fremde Sprache spricht, die Frauen Einen schneller verstehen, als die Männer, und daß, aus demselben Grunde, wenn man sich in einer fremden Stadt verirrt, es stets besser ist, sich an eine Frau zu wenden, weil ein Mann weniger Schnelligkeit des Verständnisses zeigen wird.

Diese und noch andere Umstände, die angeführt werden könnten, wie, beispielsweise, die den Frauen eigne Kenntniß des Charakters, und der feine Tact, der sie auszeichnet, beweisen, daß sie deductiver sind, als die Männer, und zwar aus zwei Hauptgründen. Erstens, weil sie lebhafter sind, als die Männer, und zweitens, weil sie, die sie erregbarer und enthusiastischer sind, in einer ideellern Welt leben und daher eine Untersuchungsweise, die von Ideen zu Thatsachen schreitet, vorziehen, während sie den Männern die entgegengesetzte Methode, welche von Thatsachen zu Ideen schreitet, überlassen.

Mein zweiter Satz ist der, daß die Frauen der Wissenschaft einen großen, wenn auch unbewußten Dienst dadurch geleistet, daß sie diese Gewohnheit des deductiven Denkens befördert und wach gehalten haben, und daß, ohne sie, die Männer der Wissenschaft viel zu inductiv und die Fortschritte unsrer Erkenntniß dadurch aufgehalten werden würden. Viele von den hier Anwesenden werden diesen Satz nicht gern zugeben, denn seit der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts ist die inductive Methode als Mittel, zu naturwissenschaftlichen Wahrheiten zu gelangen, in England ein Gegenstand, nicht der vernünftigen Bewunderung, sondern einer blinden und servilen Anbetung gewesen, und man behauptet beständig, daß seit Baco alle großen natur-

wissenschaftlichen Entdeckungen vermittelst dieses Verfahrens gemacht worden seien. Wenn dies wahr wäre, dann freilich müßten die deductiven Denkgewohnheiten der Frauen dem Fortschritt der Wissenschaft mehr geschadet, als genützt haben. Es ist aber nicht wahr. Es ist nicht wahr, daß die größten neueren Entdeckungen sämmtlich auf dem Wege der Induction gemacht worden, und der Umstand, daß man es für wahr hält, ist ein Beweis mehr davon, wie viel erfolgreicher die Engländer im Entdecken, als in der Untersuchung der Grundsätze gewesen sind, nach denen Entdeckungen gemacht werden.

Das erste Beispiel, welches ich Ihnen vom Triumphe der deductiven Methode vorführen will, ist die wichtigste Entdeckung, die man bis jetzt in der anorganischen Welt gemacht hat; — ich meine die Entdeckung des Gravitationsgesetzes von Sir Isaac Newton. Mehrere von Newtons anderweitigen Entdeckungen waren allerdings inductiv, insofern sie bloß diejenigen vorläufigen und versuchsweisen Unterstellungen, welche stets nothwendig sind, um Experimente ergiebig zu machen, annahmen. Doch ist es gewiß, daß seine allergrößte Entdeckung im eigentlichen Sinne des Wortes deductiv war; d. h. seine Schlußfolgerung ging bei weitem mehr von Ideen, als von Thatsachen aus. Fünf oder sechs Jahre nach der Thronbesteigung Carls II. saß Newton in einem Garten, als (Sie Alle kennen diesen Theil der Geschichte) ein Apfel von einem Baume fiel. Ob er dabei bereits über die Gravitation nachgedacht hatte, oder ob der Fall des Apfels seinen Gedanken diese Richtung gab, das ist ebenso ungewiß, wie für meinen gegenwärtigen Zweck, lediglich das Verfahren, welches sein Geist wirklich einschlug, anzudeuten, unwesentlich. Sein Ziel war, ein

Gesetz zu entdecken, d. h. zu einer höhern Wahrheit hinsichtlich der Schwere sich zu erheben, als vorher bekannt war. Beobachten Sie, wie er dabei verfuhr. Er blieb still sitzen und dachte nach. Er stand nicht auf, um Versuche über die Gravitation anzustellen, noch ging er nach Hause, um die von anderen gemachten Beobachtungen nachzuschlagen oder Beobachtungstabellen zu vergleichen, ja er fuhr nicht einmal fort, die äußere Welt zu beobachten, sondern er blieb wie ein Bezauberter und Verzückter sitzen, in Gedanken versenkt und eine Idee nach der andern aus seinem Innern heraus entwickelnd. Er dachte, wäre der Apfel auf einem höheren, ja, auf dem höchsten Baume, den man kennt, gewesen, so würde er ebenso gefallen sein. So weit war kein Grund vorhanden, zu glauben, daß die Kraft, welche den Apfel zum Fallen brachte, einer Verminderung fähig sei; wenn aber nicht der Verminderung fähig, warum sollte sie Grenzen haben? — Wäre sie unbegrenzt und unvermindert, so würde sie sich über die Erde hinaus erstrecken; sie würde bis zum Monde reichen und ihn auf seiner Bahn erhalten. Wenn die Kraft, welche den Apfel zum Fallen brachte, wirklich im Stande wäre, den Mond zu beherrschen, warum sollte sie dabei stehen bleiben? Warum sollten die übrigen Planeten nicht ebenfalls unter ihrer Herrschaft stehen und von der Nothwendigkeit, nach der Sonne zu streben, gerade so wie der Mond nach der Erde strebt, getrieben sein, ihre Bahn zu durchlaufen? Als sein Geist so von Idee zu Idee fortschritt, wurde er von der Einbildungskraft in den weiten Raum getragen und, immer noch sitzen bleibend, weder Versuche machend, noch beobachtend, sondern unachtsam auf die Wirkungen der Natur, beendigte er die erhabenste und

großartigste Betrachtung, die der menschliche Geist sich je beikommen ließ, anzustellen. In Folge einer ungenauen Messung des Durchmessers der Erde wurden die Einzelheiten, welche diese erstaunenswerthe Entdeckung bestätigten, erst zwanzig Jahre später vervollständigt, als Newton, immer noch dasselbe Verfahren fortsetzend, die Kepler'schen Gesetze deductiv anwendete, so daß die größte Entdeckung des größten Naturforschers, den die Welt je gesehen, von Anfang bis zu Ende die Frucht der deductiven Methode war. Sehen Sie, was für eine geringe Rolle die Sinne bei dieser Entdeckung gespielt haben! Sie war ein Triumph der Idee, eine Verwegenheit des Genies! Sie war die Ausgeburt eines so kühnen und doch so feinen Geistes, daß wir nur den Shakespeare's mit ihm vergleichen können. Wenn man daher, wie es von vielen Seiten geschehen, behauptet, der Fall des Apfels war die Ursache der Entdeckung, und dies dann als eine Bestätigung des müßigen und oberflächlichen Sprichwortes anführt, daß „große Ereignisse aus kleinen Ursachen entstehen", so zeigt das nur, wie unfähig solche Leute sind, das zu würdigen, was unsere Meister für uns geleistet haben. Kein großes Ereigniß ist je einer geringen Ursache entsprungen oder wird ihr je entspringen; und diese größte aller Entdeckungen hat eine der hervorgebrachten Wirkung völlig entsprechende Ursache gehabt. Die Ursache der Entdeckung des Gravitationsgesetzes war weder das Fallen des Apfels, noch irgend etwas, das in der äußern Welt vorfiel. Die wahre Ursache der Entdeckung Newton's war Newton's Geist selbst.

Das nächste Beispiel von der erfolgreichen Anwendung der a priori oder deductiven Methode, welches ich anführen will, betrifft das Mineralreich. Wenn man eine krystallisirte

Substanz, wie sie gewöhnlich in der Natur vorgefunden wird, betrachtet, so kann nichts auf den ersten Anblick unregelmäßiger und launenhafter erscheinen. Selbst in ihrer einfachsten Form ist die Gestalt so mannigfaltig, daß sie den Verstand verwirrt; die natürlichen Krystalle aber findet man in der Regel nicht in ihrer primären Gestalt, sondern in der secundären, wo sie ein seltsam confuses und wunderliches Aussehen haben. Diese sonderbaren Körper hatten lange die Aufmerksamkeit der Forscher erregt, welche dieselben auf die bewährte, inductive Art allerlei Versuchen unterzogen; sie spalteten, zerbrachen, maßen, wogen, analysirten sie, warfen sie in Schmelztiegel, ließen chemische Agentien auf sie einwirken und thaten Alles, was sie ersinnen konnten, um diesen Krystallen das Geheimniß zu entlocken und in dasselbe einzudringen. Dennoch wurde es ihnen nicht geoffenbart. Endlich, spät im 18. Jahrhundert, machte ein Franzose Namens Haüy, einer der merkwürdigsten Männer eines merkwürdigen Zeitalters, die Entdeckung und that dar, daß diese natürlichen Krystalle, so unregelmäßig sie auch erscheinen, in Wahrheit vollkommen regelmäßig seien; daß ihre secundären Gestalten von ihren primären durch einen regelmäßigen Verminderungsproceß, oder durch das, was er die Gesetze der Abnahme nannte, abweichen, und daß diese letzeren ebenso unfehlbar seien, wie die des Zuwachses. Ich bitte Sie nun, besonders darauf zu achten, wie diese auffallende Entdeckung gemacht wurde. Haüy war seinem ganzen Wesen nach ein Dichter, und sein größtes Vergnügen bestand darin, im Jardin du Roi umherzuwandeln und die Natur nicht als Naturforscher, sondern als ein Dichter zu beobachten. So kräftig sein Verstand auch war, so war doch seine Phan-

tasie noch kräftiger; und es geschah in der Absicht, seinen Geist mit Ideen von der Schönheit zu erfüllen, daß er zuerst seine Aufmerksamkeit auf das Pflanzenreich mit seinen anmuthigen Formen und mannigfaltigen Farben richtete. Als seine dichterische Anlage so in Bildern der Schönheit schwelgte, wurde sein Geist mit Ideen des Ebenmaßes gesättigt, und Cuvier versichert uns, daß er in Folge jener Ideen zu glauben begann, auch die scheinbar unregelmäßigen Formen der natürlichen Krystalle wären in Wirklichkeit regelmäßig: in anderen Worten, daß auch in ihnen Schönheit sei — eine verborgene Schönheit — wenn auch die Sinne sie nicht zu erkennen vermögen. Sobald diese Idee sich in seinem Geiste festgesetzt hatte, war die Entdeckung wenigstens zur Hälfte gemacht; denn er hatte den Schlüssel zu ihr und befand sich auf dem rechten Wege, den Andere verfehlt hatten, weil, während sie an die Mineralien versuchsweise mit den Sinnen herangingen, er sich ihnen speculativ mit der Idee näherte. Dies ist nicht etwa eine bloße phantastische Behauptung meinerseits; denn Haüy selbst sagt uns in seinem großen Werke über die Mineralogie, daß er die Ideen vom Ebenmaß der Formen zu seinem Ausgangspunkte genommen und von diesen Ideen sich deductiv zu seinem Gegenstande hinabgearbeitet habe. Auf diese Weise, und natürlich nach einer langen Reihe darauffolgender Bemühungen, löste er das Räthsel, welches denen seiner tüchtigen, aber phantasielosen Vorgänger gespottet hatte. Zwei beachtenswerthe Umstände bestätigen übrigens, was ich in Bezug auf die wirkliche Geschichte dieser Entdeckung gesagt habe. Der erste ist, daß, wenngleich allgemein zugestanden wird, daß Haüy der Gründer der Wissenschaft sei, seine Beobachtungsmittel doch noch

so unreif waren, daß spätere Krystallographen erklären, fast keine einzige seiner Winkelmessungen sei richtig; was in der That nicht überraschend ist, insofern der von ihm benutzte Winkelmesser ein sehr unvollkommnes Instrument, und der durch Reflexion wirkende Wollaston'sche noch nicht erfunden war. Der zweite ist, daß er seine geringen mathematischen Kenntnisse über seinen dichterischen Beschäftigungen vergessen hatte; so daß er bei der Ausarbeitung der Einzelnheiten seiner eigenen Wissenschaft wie ein Schulknabe die Anfangsgründe der Geometrie erlernen mußte, ehe er der Welt das beweisen konnte, wovon er sich selbst überzeugt hatte, und die Gesetze der Wissenschaft von den Formen auf den Bau des Mineralreichs anzuwenden vermochte.

Zu den erwähnten Fällen von der Anwendung dessen, was man die ideelle Methode nennen kann, auf die anorganische Welt, will ich noch einen aus der organischen hinzufügen. Diejenigen von Ihnen, die sich für die Botanik interessiren, wissen, daß die höchste morphologische Verallgemeinerung, die wir in Bezug auf die Pflanzen besitzen, das große Gesetz der Metamorphose ist, nach welchem die Staubfäden, die Stempel, die Kronen, die Blumenblätter u. s. w. jeder Pflanze nichts als modificirte Blätter sind. Man weiß, daß diese mannigfaltigen Theile, verschieden an Gestalt, an Farbe und Function, nacheinanderfolgende Stufen des Blattes sind, gleichsam Epochen seiner Geschichte. Es entsteht nun natürlich die Frage, wer diese Entdeckung gemacht hat. War es ein inductiver Forscher, der ganze Jahre in Versuchen und minutiösen Beobachtungen der Pflanzen hingebracht und sie mit unermüdlichem Fleiße gesammelt, klassificirt, mit schwer auszusprechenden Namen

belegt, getrocknet und in seinem Herbarium aufbewahrt hatte, damit er ihren Bau bei Muße erforschen und zu ihren Gesetzen aufsteigen könne? Nichts dergleichen. Die Entdeckung wurde von Goethe, dem größten Dichter, den Deutschland hervorgebracht, und einem der größten, die die Welt je gesehen, gemacht. Und er machte sie nicht trotz dem, sondern weil er ein Dichter war. Es waren seine glänzende Einbildungskraft, seine Leidenschaft für die Schönheit und sein feiner Formsinn, die ihm Ideen zuführten, von welchen aus er vermittelst deductiver Folgerungen hinab- und nicht hinaufsteigend zu Schlüssen gelangte. Er stand auf einer Anhöhe, und indem er von ihr herabblickte, erkannte er das allgemeine Gesetz. Dann stieg er in die Ebene hinab und suchte die Bestätigung der Idee. Als die Entdeckung von Goethe angekündigt wurde, verwarfen sie die Botaniker nicht nur, sondern wurden auch von Zorn über die Idee erfüllt, daß ein Dichter in ihr Gebiet eingegriffen hatte. Wie, ein Mann der Verse macht und Theaterstücke schreibt, ein bloßer Mann der Phantasie, ein armes Geschöpf, das nichts von Thatsachen weiß, das nicht einmal das Mikroskop gebraucht und keine großen Versuche über das Wachsthum der Pflanzen angestellt hat, soll er das heilige Gebiet der Naturwissenschaft betreten und sich als einen Forscher ausgeben? Es wäre zu ungereimt. Doch Goethe, der seine Ideen in die Welt hinausgeschleudert hatte, konnte sich ruhig verhalten und seine Zeit abwarten. Sie kennen das Resultat. Die Männer der Thatsachen unterlagen endlich dem Manne der Ideen; die Naturforscher wurden auf ihrem eigenen Boden vom Dichter geschlagen, und diese große Entdeckung wird jetzt von den nämlichen Personen, die, wenn sie vor

fünfzig Jahren gelebt hätten, sie mit Hohn behandelt haben werden, und die selbst jetzt noch bei ihrem alten Schlendrian bleiben und uns, der Geschichte unsrer Erkenntniß zum Trotz, sagen, alle naturwissenschaftlichen Entdeckungen würden durch die baconi'sche Methode gemacht, und jede andere Methode sei der Aufmerksamkeit gesunder und verständiger Denker unwürdig, angenommen und eifrigst willkommen geheißen. Noch ein Beispiel, und ich bin mit diesem Theile des Gegenstandes fertig. Derselbe große Dichter machte noch eine naturwissenschaftliche Entdeckung auf genau dieselbe Weise. Als er einst auf einem Kirchhof in der Nähe von Venedig sich erging, sah er einen Schädel vor sich liegen. Plötzlich leuchtete die Idee in ihm auf, daß der Schädel aus Rückenwirbeln bestehe; in anderen Worten, daß die knochige Kopfbedeckung nichts als eine Fortsetzung der knochigen Rückgradsbedeckung sei. Diese lichtvolle Idee wurde später von Oken und einigen anderen großen Naturforschern in Deutschland und Frankreich angenommen; in England jedoch erst vor zehn Jahren, als Mr. Owen sie aufnahm und in seinem sehr beachtungswerthen Werke über die Homologieen des Rückenwirbel-Skeletts (Homologies of the Vertebrate Skeleton) ihren Sinn und Zweck nachwies und zeigte, wie sie zu einem allgemeinen Plane philosophischer Anatomie beitrage. Daß Goethe die Entdeckung erst spät im 18. Jahrhundert gemacht hat, ist gewiß; ebenso gewiß ist es aber auch, daß, fünfzig Jahre nachher, die englischen Anatomen, mit all' ihren Werkzeugen und all' ihren Secirungen, die nämliche Entdeckung, die sie jetzt anzunehmen gezwungen sind, ignorirten und verachteten. Merken Sie ganz besonders auf die Umstände, unter welchen diese Entdeckung gemacht wurde.

Sie wurde nicht von einem Wundarzt, Prosector oder Arzt, sondern von einem großen Dichter, und zwar in einer für ein poetisches Gemüth höchst anregenden Umgebung gemacht. Es geschah in Venedig, in jenem Lande, das so geeignet ist, die Einbildungskraft eines Dichters zu entflammen, im Lande der Wunder, der Dichtung und Romanze, der Malerei und des Gesanges. Es geschah übrigens, als Goethe, von der Asche der Verstorbenen umgeben, natürlicherweise von jenen Gefühlen der feierlichen Ehrfurcht erfüllt war, in deren Gegenwart der gemahnte und beschämte menschliche Verstand schwach und hülflos wird und die Phantasie ungehemmt in jener ideellen Welt streifen läßt, die ihr eigenster Aufenthalt ist und aus welcher sie ihre höchsten Bestrebungen schöpft.

Es hat mir oft scheinen wollen, als ob dieses Ereigniß auffallende Aehnlichkeit mit einer der schönsten Episoden in der größten Schöpfung des größten Mannes der Welt besäße: ich meine Shakespeare's Hamlet. Sie erinnern sich jener wunderbaren Scene auf dem Kirchhofe, da Hamlet unter den Gräbern wandelt, wo die rohen und unwissenden Gesellen über den Ueberresten der Todten singen und spotten und spaßen. Sie erinnern sich, wie die zarte Einbildungskraft des großen dänischen Denkers von dem Anblicke erregt wird, obschon er noch nicht weiß, daß das Grab, welches man eben zu seinen Füßen gräbt, dazu bestimmt ist, Alles, was ihm am theuersten auf Erden ist, in sich aufzunehmen. Allein, obgleich er dies nicht weiß, so wird er doch gleich dem großen deutschen Dichter bewegt, hebt, gleich Goethe, einen Schädel auf, und seine speculativen Fähigkeiten beginnen ihre Thätigkeit. Bilder des Verfalls drängen sich seiner Seele auf, als er da-

rüber nachdenkt, wie die Mächtigen gefallen und dahingegangen sind. Im Nu trägt ihn seine Phantasie zwei Tausend Jahre zurück, und er glaubt fast, der Schädel, den er in seiner Hand hält, sei wirklich der Alexanders, und so vergleicht er in seinem geistigen Auge den in Fäulniß gerathenden Knochen mit dem, was er einst enthielt — das Gehirn der Geißel und des Besiegers der Menschheit. Dann geht er, wie Goethe, in eine ideelle physische Welt über, und, die große Lehre von der Unzerstörbarkeit des Stoffes, jene Lehre, welche in seinem Zeitalter so schwer zu fassen war, ergreifend, beginnt er nachzuweisen, wie das Haupt Alexanders durch eine lange Reihe aufeinanderfolgender Verwandelungen den unedelsten Zwecken hätte dienstbar gemacht werden können, da der Stoff sich stets verwandelt, nie aber zerstört wird. „Warum", fragt Hamlet, „warum, sollte die Einbildungskraft nicht dem edlen Staube Alexanders nachspüren können?" Und gerade, als er daran ist, diesen Gedankengang zu verfolgen, wird er von einem jener Männer der Thatsachen angehalten, einer jener praktischen und prosaischen Naturen, die stets bereit sind, den Flug des Genius zu hemmen. Neben ihm steht der treue, zärtliche, aber beschränkte Horatio, welcher, indem er alles dieses als den Traum einer krankhaften Phantasie ansieht, einwendet, „die Dinge so zu betrachten, hieße sie allzugenau betrachten".

O, welches Gemälde! Welcher Gegensatz zwischen Hamlet und Horatio; zwischen der Idee und dem Sinne; zwischen der Einbildungskraft und dem Verstande. „Die Dinge so zu betrachten, hieße sie allzugenau betrachten." Eben so wurde Goethe von seinen Zeitgenossen gestört, und so wird die Betrachtung nur zu oft gehemmt, das

Genie muthlos gemacht, das freie Spiel und der Aufschwung des menschlichen Geistes niedergehalten, weil die Ideen den Thatsachen untergeordnet werden, das Aeußere dem Innern vorgezogen wird, und die Horatio's der Handlung die Hamlet's des Gedankens entmuthigen.

Noch Vieles könnte ich über diesen Gegenstand vorbringen, und gern würde ich mich über ein so ergiebiges Thema, wie die Philosophie der wissenschaftlichen Methode, verbreitet haben, besonders da diese Philosophie bei uns viel zu sehr vernachlässigt wird, obschon sie für Alle, denen daran liegt, sich über die kleinlichen Triebe der Stunde zu erheben, und die es lieben, den Ursprung unserer Erkenntniß und die Bedingungen, unter welchen sie erlangt wird, zu erforschen, vom höchsten Interesse ist. Allein ich fürchte, ich habe ihre Geduld fast erschöpft, indem ich sie auf Gedankenwege, welche, da sie ungewohnt sind, schwierig sein müssen, geführt habe, und ich kann kaum hoffen, daß es mir gelungen sei, jeden Punkt vollkommen klar gemacht zu haben. Dennoch vertraue ich, daß in Bezug auf die allgemeinen Ergebnisse nichts dunkel geblieben ist. Ich vertraue, daß ich meine Stimme vor dieser Versammlung nicht ganz vergebens erhoben und wenigstens Etwas dazu beigetragen habe, die Benutzung in der Naturwissenschaft jener deductiven Methode, welche die Engländer seit zwei Jahrhunderten so unklug verachtet haben, zu rechtfertigen. Nicht, als ob ich auch nur einen Augenblick den großen Werth der entgegengesetzten oder inductiven Methode leugnen wollte. Dies wäre in der That für einen, der in diesem Saale steht, unmöglich. Es ist unmöglich, zu vergessen, daß innerhalb dieses Gebäudes durch die Induction allein der Natur große Geheimnisse entlockt worden sind. Unter dem

Schirm und Schutze dieses herrlichen Instituts haben wirklich hervorragende Männer, Männer von geistiger Kraft und Gedankentiefe durch eine geschickte Anwendung jener Methode unsere Kenntnisse bedeutend vermehrt, haben sich die Achtung ihrer Zeitgenossen erworben und verdienen mit Recht die Huldigung der Nachwelt. Ihnen gebührt alle Ehre, und ich, für meinen Theil, würde sagen, möge diese Ehre reichlich, ohne Mißgunst und mit einem offenen und freigebigen Herzen gezollt werden. Allein ich wage es zu behaupten, daß nicht alle Entdeckungen durch diesen ihren Lieblingsvorgang gemacht worden sind. Ich behaupte, es giebt ein geistiges, poetisches und, so viel wir wissen, spontanes und ursacheloses Element in der menschlichen Seele, welches uns immer wieder plötzlich und ohne vorherige Anmeldung einen Blick in die Zukunft thun läßt und uns dazu antreibt, die Wahrheit gleichsam ahnungsweise zu ergreifen. Indem wir einen Angriff auf die Festung machen, können wir zuweilen die Citadelle erstürmen, ohne uns damit aufzuhalten, die Außenwerke zu untergraben. Daß große Entdeckungen auf diese Weise gemacht wurden, das beweist die Geschichte unsrer Erkenntniß auf's entschiedenste. Und wenn wir, von dem bereits Geleisteten hinwegsehend, auf das, was noch zu thun übrig bleibt, blicken, so werden wir finden, daß die Nothwendigkeit eines etwas ähnlichen Verfahrens immer dringender wird. Das Feld des Gedankens erweitert sich mit reißender Schnelligkeit, und da der Gesichtskreis auf jeder Seite zurückweicht, so wird es der bloßen logischen Thätigkeit des Verstandes bald unmöglich sein, die ganze Fläche dieses unermeßlichen und sich weit erstreckenden Gebietes zu umfassen. Schon ist die Arbeitstheilung so weit getrieben worden, daß wir in der

drohenden Gefahr schweben, an Uebersicht mehr zu verlieren, als wir an Genauigkeit gewinnen. In unserem Forschen nach besonderen Wahrheiten laufen wir keine geringe Gefahr, unsern eigenen Geist zu verkrüppeln. Indem wir unsere Aufmerksamkeit ausschließlich auf einen Punkt richten, beschränken wir leicht unsre Fassungsgabe und verfehlen jene Fernsicht, welche wir durch einen weiteren, wenn auch vielleicht weniger genauen Ueberblick erreichen würden. Es ist nur zu klar, daß etwas derartiges bereits eingetreten und bedenklicher Schaden angerichtet worden ist. Hören Sie nur die Sprache und Gesinnungen derjenigen, welche die öffentliche Meinung in der wissenschaftlichen Welt zu leiten vorgeben und sie einigermaßen wirklich leiten. Nach ihrem Wahrspruch erregt ein Mann, der etwas Specifisches und Unmittelbares thut, z. B. eine neue Säure oder ein neues Salz entdeckt, große Bewunderung, und wird sein Lob laut verkündet; stellt aber ein Mann wie Goethe eine große und folgenreiche Idee auf, die dazu bestimmt ist, in einem ganzen Forschungszweig eine Umwälzung und durch Einleitung eines neuen Gedankenganges eine Epoche in der Geschichte des menschlichen Geistes hervorzurufen, und, wie das stets der Fall ist, gewisse Thatsachen jener Ansicht widersprechen: dann erheben sich die sogenannten Männer der Wissenschaft in Waffen gegen den Urheber einer solchen Neuerung; ein Sturm sammelt sich um sein Haupt, und man erklärt ihn für einen Träumer, einen müßigen Phantasten, einen Zwischenläufer in Dingen, die er nicht mit gehöriger Nüchternheit durchforscht hat.

So geschieht es, daß man große Geister niederdrückt, um kleine zu erheben. Dieser falsche Maßstab der Vor-

trefflichkeit hat selbst unsere Sprache verdorben und die gewöhnlichen Ausdrucksweisen entstellt. Bei uns ist ein Theoretiker thatsächlich ein Ausdruck des Tadels, anstatt, wie es sich geziemte, ein Ausdruck der Ehre zu sein; denn Theorieen bilden ist die höchste Function des Geistes, und die größten Philosophen müssen stets die größten Theoretiker sein. Was dies Alles um so bedenklicher macht, ist, daß je weiter unsere Wissenschaft vorrückt, desto größer die Nothwendigkeit wird, sich zu transcendentalen Ansichten von der physischen Welt aufzuschwingen. Zur herrlichen Lehre von der Unzerstörbarkeit des Stoffes tritt jetzt noch die nicht minder herrliche von der Unzerstörbarkeit der Kraft hinzu, und wir fangen an zu bemerken, daß, nach der gewöhnlichen wissenschaftlichen Methode, unsere Untersuchungen auf Fragen nach Verwandlung und Vertheilung beschränkt bleiben müssen, die Erwägung der Ursachen und Wesenheiten uns versagt ist, und wir uns mit Erscheinungen begnügen müssen, welche wir nie weder zu durchdringen noch zu überschreiten hoffen können. Wenn ich aber nicht sehr irre, so giebt es etwas in uns, das nach mehr, als diesem verlangt. Wir werden doch wahrlich, selbst in der Naturwissenschaft, nicht für immer mit der traurigen Aussicht, nie über die Gesetze des Nebeneinanderbestehenden und des Aufeinanderfolgenden hinauszugelangen, zufrieden sein. Sicherlich sind diese nicht das alleinige Ziel unsrer Erkenntniß! Und doch können wir nach den strengen Gesetzen der inductiven Logik nicht mehr thun. Nach dieser Methode ist dies die Grenze und Schranke aller Wissenschaft. Glücklicherweise indessen ist die Induction nicht unsere einzige Hülfsquelle. Sie ist zwar eine mächtige, in der Rüstkammer des menschlichen Geistes aufbewahrte

Waffe, vermittelst welcher große Thaten vollbracht und herrliche Siege errungen worden sind; allein in jener Rüstkammer befindet sich noch eine Waffe, ich will nicht sagen von kräftigerer Gestaltung, gewiß aber von schärferer Schneide, und wäre diese Waffe im gegenwärtigen und vorigen Jahrhundert öfter benutzt worden, so würde unsere Wissenschaft weit mehr vorgerückt sein, als sie es in der Wirklichkeit ist. Wäre die Einbildungskraft mehr gepflegt worden, hätte eine engere Vereinigung zwischen dem Geiste der Poesie und dem der Wissenschaft stattgefunden, so würde die Naturwissenschaft mehr Fortschritte gemacht haben, weil die Naturforscher sich ein höheres und Erfolg verheißenderes Ziel gesteckt und eine größere Theilnahme für sich gewonnen haben würden.

Von diesem Gesichtspunkte aus werden Sie den unberechenbaren Dienst, welchen die Frauen dem Fortschritte der Wissenschaft geleistet haben, erkennen. So groß und ausschließlich unsere Leidenschaft für die Induction auch ist, so würde sie doch ohne sie noch größer und ausschließlicher sein. So sehr wir auch der Erfahrung zugethan und Sklaven der Tyrannei der Thatsachen sind, so würde doch unsere Sklaverei ohne sie noch vollständiger und schimpflicher sein. Ihre Gedankenrichtung, ihre Denkgewohnheiten, ihr Umgang, kurz ihr Einfluß, der sich unmerklich über die ganze Gesellschaft erstreckt und häufig in ihren innern Bau eingreift, hat mehr als alle anderen Dinge zusammen dazu beigetragen, uns in eine ideelle Welt zu versetzen und vom Staube, in dem wir nur zu geneigt sind zu kriechen, emporzuheben und jene Keime der Phantasie in uns zu entwickeln, welche selbst der langsamste und gleichgültigste Verstand bis zu einem gewissen Grade besitzt. Die auf-

fallende Thatsache, daß die meisten geistreichen Männer, wie bekannt, merkwürdige Mütter gehabt und von ihren Müttern weit mehr als von ihren Vätern erlangt haben — diese seltsame und unbestreitbare Thatsache kann, wie ich glaube, durch die von mir niedergelegten Grundsätze am besten erklärt werden. Manche werden Ihnen zwar sagen, dies hänge von den Gesetzen der erblichen Fortpflanzung des Charakters vom Vater auf den Sohn ab. Wäre dies der Fall, wie kommt es, daß, während jeder zugiebt, daß merkwürdige Männer gewöhnlich merkwürdige Mütter gehabt, man doch nicht gewöhnlich zugiebt, daß merkwürdige Männer gewöhnlich merkwürdige Väter gehabt haben? Wenn der Geist auf der einen Seite vererbt wird, warum nicht auch auf der andern? Ich, für meinen Theil, bezweifle sehr, ob der menschliche Geist auf diese Weise, gleich einem Erbstücke, von Geschlecht auf Geschlecht übertragen werde. Ich glaube vielmehr, daß, in Bezug auf das Verhältniß zwischen Männern von Geist und ihren Müttern, die wirklich wichtigen Ereignisse erst nach der Geburt eintreten, wo die dem einen Geschlecht eigenthümliche Gedankenrichtung auf die dem andern eigenthümliche einwirkt und sie veredelt. Unbewußt und von einer sehr frühen Zeit her besteht eine innige und zärtliche Verbindung zwischen dem deductiven Geiste der Mutter und dem inductiven ihres Sohnes. Der Verstand des Knaben, durch die Phantasie der Mutter gemildert und doch gehoben, wird vor der Entartung gerettet, zu welcher der bloße Verstand sich stets neigt; er wird davor geschützt, daß er zu kalt, zu praktisch, zu prosaisch werde, und die verschiedenen Eigenschaften und Functionen des Geistes werden auf diese Weise harmonischer entwickelt, als es sonst thun=

lich wäre. So geschieht es, daß der vollendete Mann durch's bloße Spiel der Neigungen zur Reife gebracht und vervollständigt wird. So geschieht es, daß die rührendste und heiligste Form der menschlichen Liebe, die reinste, höchste und heiligste Verbindung, deren unsere Natur fähig ist, zum Mittel für die Beförderung der Wissenschaft und die Entdeckung der Wahrheit wird. Im späteren Alter entstehen oft andere Beziehungen, durch welche derselbe Vorgang fortgesetzt wird, und einige wenige Ausnahmen abgerechnet, finden wir ohne Zweifel, daß die wahrhaft hervorragendsten Männer nicht nur in ihren Neigungen, sondern auch in ihrer Verstandesthätigkeit von Frauen bedeutend beeinflußt worden sind. Ich will sogar noch einen Schritt weiter gehen und die Behauptung wagen, daß diejenigen, welche einen solchen Einfluß nicht erfahren haben, etwas Unvollständiges und Verstümmeltes verrathen. Wir gewahren selbst an ihrem Geiste eine gewisse Kälte des Tones und suchen vergebens nach jenem glühenden Feuer, jenem ausströmenden und spontanen Wesen, welches mit unserem Begriffe von einem Genius unauflöslich verbunden ist. Es sollten daher diejenigen, welchen am meisten daran liegt, daß die Grenzen der Wissenschaft erweitert werden, am eifrigsten darnach streben, daß der Einfluß der Frauen vermehrt werde, damit jede Hülfsquelle des menschlichen Geistes sofort und rasch in Anwendung komme. Denn Sie können sich darauf verlassen, daß die Zeit herannaht, wo man alle diese Hülfsquellen brauchen und bis auf's äußerste in Anspruch nehmen wird. Wir werden bald weit schwerere Arbeit zu thun bekommen, als alle, die wir schon vollbracht haben, und werden auf Schwierigkeiten stoßen, deren Beseitigung jede Art Hülfe und jede Art Kraft erheischen wird. Für

jetzt befinden wir uns noch in der Kindheit unseres Wissens. Was wir geleistet haben, ist nur ein Stäubchen im Vergleich zu dem, was noch zu leisten übrig bleibt. Denn was wissen wir denn eigentlich wirklich? Wir sind allzu geneigt, zu reden, als ob wir in das Innerste der Wahrheit eingedrungen wären und den Schleier der Göttin gelüftet hätten, während wir der Thatsache nach noch feig und zitternd vor der Vorhalle stehen und aus Furcht es nicht wagen, die Schwelle zu überschreiten. Die höchsten unsrer sogenannten Naturgesetze sind bis jetzt noch rein empirisch. Die Behauptung macht Sie stutzen; und doch ist sie buchstäblich wahr. Nicht eine einzige naturwissenschaftliche Entdeckung, die je gemacht worden, ist mit den Gesetzen des Geistes, welcher sie gemacht hat, in Zusammenhang gebracht worden, und doch hat unser Wissen keine sichere Grundlage, so lange dieser Zusammenhang nicht ermittelt ist. Auf der einen Seite haben wir den Geist, auf der andern den Stoff. Diese beiden Grundsätze sind so innig mit einander verwoben, sie wirken auf einander und stören einander so sehr, daß wir niemals die Gesetze des einen wirklich kennen werden, ohne die beider zu kennen. Alles ist wesentlich; alle Dinge hängen zusammen und bilden Theile eines einzigen, großartigen und verwickelten Planes, eines prächtigen Drama's, dessen Schauplatz das Weltall ist. Die, welche Ihnen von den Naturgesetzen vorreden, als ob diese Gesetze der Natur auferlegt, oder als ob sie ein Theil der Natur wären, täuschen sowohl Sie, als sich selbst. Die Naturgesetze haben ihren einzigen Sitz, ihren einzigen Ursprung und ihre einzige Thätigkeit im menschlichen Geiste. Sie sind lediglich die Bedingungen, unter denen die Regelmäßigkeit der Natur erkannt wird. Sie

erklären die äußere Welt, wohnen aber der inneren ein. Bis jetzt wissen wir fast nichts von den Gesetzen des Geistes, und eben deßhalb wissen wir fast nichts von den Naturgesetzen. Mögen uns nicht leere und hochtönende Worte irre machen. Wir sprechen vom Gravitationsgesetz, und doch wissen wir nicht, was die Gravitation ist; wir sprechen von der Erhaltung der Kraft und der Vertheilung der Kräfte, und doch wissen wir nicht, was Kräfte sind; wir sprechen mit selbstgefälliger Unwissenheit von den atomischen Bestandtheilen des Stoffes, und doch wissen wir weder, was Atome sind, noch was Stoff ist; wir wissen nicht einmal, ob man vom Stoffe, im gewöhnlichen Sinne des Wortes, als vorhanden seiend reden kann; wir haben bis jetzt nur die erste Scholle gebrochen und nur die Rinde und Oberfläche der Dinge berührt. Vor und um uns liegt ein weites und unbetretenes Feld, dessen Grenzen das Auge sich vergebens bemüht zu bestimmen: so vollständig verlieren sie sich in die düsteren und schattigen Umrisse der Zukunft. In jenem Felde, welches wir und unsere Nachkommen noch zu durchschreiten haben, glaube ich fest, daß die Einbildungskraft ganz ebenso viel bewirken werde, wie der Verstand. Unsere Dichtung wird unsere Logik zu kräftigen haben, und wir werden ebenso viel fühlen, wie schließen müssen. Hoffen wir also, daß die phantasiereichen und erregbaren Seelen des einen Geschlechts fortfahren werden, den großen Fortschritt dadurch zu beschleunigen, daß sie auf die kälteren und härteren Seelen des anderen einwirken und sie veredeln. Durch diese Verbindung, durch diese Vereinigung verschiedener Fähigkeiten, verschiedener Geschmäcke und verschiedener Methoden, werden wir mit größerer Leichtigkeit unsern Weg fortsetzen. Eine große und glänzende

Bahn, die zu durchlaufen viele Zeitalter erfordern wird, liegt vor uns. Wir sehen in der Ferne eine reiche und schöne Ernte, in welcher einige von uns vielleicht noch die Sichel zu schwingen erleben werden; von der aber, was wir auch einbringen, die größte Ausbeute unseren Nachkommen aufbewahrt bleiben muß. So fern davon zu verzagen, sollten wir eher hoffnungsvoll sein. Wir haben allen Grund zu glauben, daß, wenn der menschliche Geist einmal alle seine Kräfte recht zusammennimmt, er den von der äußern Welt gebotenen Schwierigkeiten mehr als gewachsen sein werde. Wie wir unsere Väter übertreffen, so werden unsere Kinder uns übertreffen. Wir, die wir mit den Kräften der Natur einen nur zu oft unsichern und ungeschickten Krieg führen, haben noch nie unsere ganze Kraft geäußert und noch nie alle unsere Fähigkeiten gegen den gemeinschaftlichen Feind vereinigt. Wir sind daher oft besiegt worden und haben viel und schweres Mißgeschick erlitten. Doch so groß ist die Spannkraft des menschlichen Geistes, so groß die Energie des unsterblichen und göttlichen Grundsatzes in uns, daß wir trotzdem blos getäuscht sind, ohne entmuthigt zu sein; gerade unsere Niederlagen beleben unsere Hülfsquellen und wir dürfen hoffen, daß unsere Abkömmlinge, denen unsere fehlgeschlagenen Versuche zu Gute kommen, unser Beispiel benutzen werden, und daß für sie jene letzte und entscheidende Stufe im großen Kampfe zwischen dem Menschen und der Natur aufbewahrt sei, auf welcher, indem sie von Erfolg zu Erfolg schreiten, neue Siegeszeichen beständig werden errungen werden, jeder Kampf mit einer Eroberung und jede Schlacht mit einem Siege endet.

Gedruckt bei C. Polz in Leipzig.

Buckle, Henry Thomas,

Essays Nebst e. Kurzen Lebensbeschreibung d. Verf. Aus d. Engl. übers. v. David Asher [Henry Thomas Buckle]

Leipzig, Heidelberg 1867